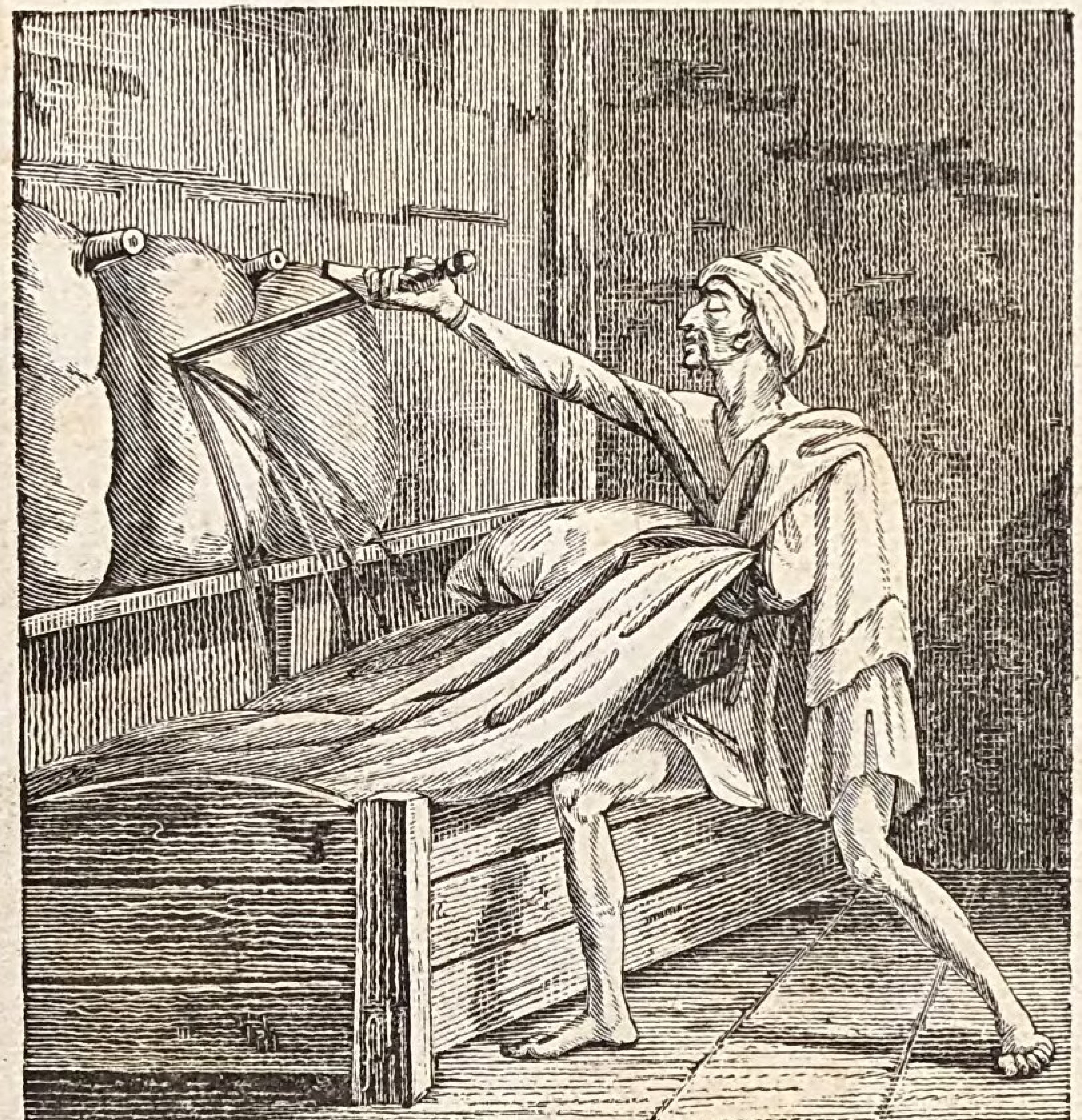
C. III, 4.
1998
B'
29

II.



Der sinnreiche Junker Don Quixote von la Mancha

von

Miguel de Cervantes Saavedra.

Uebersetzt
von
D. W. Soltau.

BIBLIOTHEK COBURG

Zweyter Theil.

Königsberg 1800.
bey Friedrich Nicolovius.

Der
sinnreiche Junker
Don Quixote von la Mancha.

Zweyter Theil.

Capitel 25.

Von den ausserordentlichen Dingen, die sich mit dem tapfern Ritter von la Mancha in der Sierra Morena zutrugen, und wie er die Bußübungen des Beltenebros nachahmte.

Der Ziegenhirt nahm Abschied von Don Quixote, welcher abermahl seinen Rocinante bestieg, und dem Sancho befahl, ihm zu folgen, der ihm sehr unmuthig auf seinem Schimmel nachtrabte. Allmählich drangen sie in das Innerste des Gebirges. Sancho verging vor Begierde, mit seinem Herrn zu plaudern; doch wartete er, daß dieser das Gespräch anfangen sollte, weil er dem empfangenen Befehle nicht gern zuwider handeln wollte. Endlich konnt' er doch das Schweigen nicht länger aushalten: „Herr Don Qui-

xote! (brach er aus) geben mir Eur Gnaden Ihren Segen und meinen Abschied; mich verlangt den Augenblick, nach Hause und zu Weib und Kindern zurück zu kehren. Mit diesen kann ich doch zum wenigsten schwatzen und plaudern, was ich will; und wenn Eur Gnaden haben wollen, daß ich mit Euch hier in der Einöde Tag und Nacht herumstreichen soll, und ich darf Euch nichts sagen, wenn mir die Lust ankommt, so begrabt Ihr mich lebendig. Ja, wenn's noch des Himmels Wille wäre, daß die Thiere sprächen, wie zu des alten Ysops Zeiten, so wär's doch so schlimm nicht, denn ich könnt' im Nothfall mit meinem Grauen schwatzen was mir einfiele, und so wäre meiner Noth geholfen. Aber es ist sehr hart, und es vergeht einem alle Geduld, wenn man all sein Lebenlang Abentheuer suchen, und nichts davon tragen soll, als Prügel, Prellen, Steinwürfe, und Faustschläge, und soll doch das Maul halten, und sich nicht unterstehen dürfen, zu sagen, was'n Mensch auf dem Herzen hat, als wenn man stumm wäre."

„Ich verstehe Dich Sancho (sprach Don Quixote). Dich verlangt nach der Aufhebung der Zungensperre, die ich Dir auferlegt habe. Siehe sie an, als aufgehoben, und rede was Du willst; jedoch mit der Bedingung, daß diese Erlaubniß nicht länger daure, als wir in dieser Wüste wandern."

„Geschlossen! (rief Sancho). Wenn ich nur jetzt plaudern kann, so walte unser Herr Gott hernach! Mit eurem Wohlnehmen also, laßt mich fragen: was hatten Eur Gnaden nöthig, sich der Königinn Melusina (oder wie sie hieß) so eifrig anzunehmen? Was lag Euch dran, ob Meister Liesebart ihr Buhle war oder nicht? Wenn Ihr Euch nicht darum bekümmert hättet, weil Euch doch Niemand zu ihrem Richter setzte, so meyn' ich, der Faselhans hätte wohl seine Erzählung fortgesetzt, und der Steinwurf, und die Prügel, und ein halb Dutzend Tachteln wären nicht vorgefallen."

„Wahrlich, Sancho! (versetzte Don Quixote), Wenn Du wüßtest, wie ich es

weiß, was für eine ehrsame und treffliche Frau die Königinn Madasima war, so würdest Du mich sehr langmüthig nennen, daß ich dem Kerl die Zähne nicht in den Rachen schlug, der solche Lästerungen gegen sie ausstieß. Denn es ist die größte Lästerung, zu sagen, oder nur zu denken, daß eine Königinn sich mit einem Bartscherer abgegeben hätte. Der Grund von der ganzen Sache ist, daß dieser Meister Elisabat, dessen der Verrückte gedachte, ein Mann von vielem Verstande und von guten Rathschlägen war, welcher der Königinn als Rath und Leibarzt diente. Wer aber sagt, daß sie seine Buhlschaft gewesen sey, der verdient Stockschläge für seine Narrheit, und damit Du Dich überzeugest, daß Cardenio selbst nicht wußte, was er sprach, so brauchst Du nur zu bedenken, daß er schon seine Anwandlung bekommen hatte, wie er das vorbrachte."

„Das ist's ja eben, was ich sage, (sprach Sancho), daß Ihr Euch um die Worte eines Narren nicht hättet bekümmern sollen.

Denn wenn Euch der Zufall nicht wohl gewollt hätte, und der Stein hätt' Euch den Kopf statt der Brust getroffen, so wär' es uns vortrefflich bekommen, daß Ihr Euch der ehrsamen Dame (die ich zu allen Henkern wünsche) so sehr annahmt; denn ich wette daß man den Cardenio als einen Narren doch hätte laufen lassen."

„Gegen Vernünftige und Unvernünftige (versetzte Don Quixote) muß ein jeder irrender Ritter sich der Ehre aller und jeder Damen annehmen; wievielmehr solcher erhabenen und vortrefflichen Königinnen, wie die Königinn Madasima, welcher ich wegen ihrer großen Vorzüge sehr ergeben bin; denn ihre ausbündige Schönheit ungerechnet, war sie sehr verständig, und in allen ihren vielen Widerwärtigkeiten unbeschreiblich geduldig. Die Rathschläge und der Beystand des Meisters Elisabat waren ihr sehr ersprießlich und behülflich, daß sie alle ihre Mühseligkeiten mit Klugheit und Geduld ertrug; und bloß daher nahm die unwissende und boshafte Menge

Gelegenheit, zu denken und zu sagen, sie sey seine Liebschaft gewesen. Wer aber so was sagt, oder denkt, der lügt, und wird es lügen, das sag' ich einmahl für tausendmahl, und für allemahl."

„Ich sag's ja nicht, und denk's auch nicht (sprach Sancho). Haben sie's eingebrockt, mögen sie's auch ausfressen; haben sie's gethan, oder nicht, so haben sie's zu verantworten gehabt; ich bin hinterm Pfluge gebohren, und was ich nicht weiß macht mich nicht heiß; wer in seinen Beutel lügt, Niemand als sich selbst betriegt; nackend kam ich in die Welt, nackt wird mir mein Sarg bestellt; hilft mir's nicht, so schad't mir's nicht; was geht's mich an, was sie waren? Mancher meynt auch er geht fischen, und krebst; wer kann einen Sack voll Flöhe hüten? Wer allen Leuten das Maul stopfen will, muß viel Brey haben."

„Hilf Himmel, Sancho! (rief Don Quixote) Wieviel Thorheiten hast Du aus-

gekramt! Was haben die Sprichwörter, die Du zusammen stoppelst, mit unserm Gespräch gemein? Um's Himmels Willen halte dein Maul und treibe künftig lieber deinen Esel, als solche Dinge, die Dich nichts angehen. Lerne mit allen deinen fünf Sinnen begreifen, daß alles, was ich gethan habe, und noch thun werde, ganz vernünftig ist, und vollkommen mit allen Regeln der Ritterschaft zusammenstimmt, welche mir weit besser bekannt sind, als allen Rittern in der Welt, die sich jemahls zu dem Orden bekannten."

„Herr! (versetzte Sancho) Steht's denn auch in den Ritterregeln, daß wir hier ohne Weg und Steg einem Narren nachlaufen, damit er, wenn wir ihn gefunden haben, vielleicht Lust bekommt, ein Ende mit dem zu machen, was er angefangen hat? Ich meyne nicht mit seiner Erzählung, sondern mit eurem Kopf und meinen Knochen, wenn er sie uns vollends zu Marmelade zermalmt."

„Schweige, Sancho, (versetzte Don Quixote); ich sage Dir's noch einmahl.

Denn ich thue Dir zu wissen, daß mich nicht nur die Begierde, den Wahnsinnigen aufzusuchen, in diese Wüste treibt, sondern die Absicht, eine That hier zu vollbringen, die mir in der ganzen bekannten Welt Ruhm und Ehre verschaffen soll. Sie soll von solcher Art seyn, daß ich damit ein Siegel auf alles drücken werde, was mich als Ritter vollkommen, und in der Welt berühmt machen kann."

„Ist denn viel Gefahr bey eurer Unternehmung?" fragte Sancho.

„Nein (versetzte der Ritter von der traurigen Gestalt); es wäre denn, daß uns die Würfel Fehler statt Treffer brächten. Doch das meiste wird von deiner Thätigkeit abhängen."

„Von meiner Thätigkeit?" fragte Sancho verwundernd.

„Allerdings (erwiederte Don Quixote). Denn wenn Du von dem Orte, wohin ich

Dich senden will, schnell zurückkehrst, so wird auch mein Leiden sich bald endigen, und mein Triumph bald anfangen. Doch damit ich Dich nicht lange in der Erwartung lasse, worin mein Vorhaben besteht, so wisse, Sancho, daß der berühmte Amadis von Gallien einer von den musterhaftesten Rittern war. Was sage ich! Einer von den musterhaftesten? Er war der Einzige, der erste, der beyspielloseste, der Phönix unter allen Rittern seines Zeitalters. Wehe dem Don Belianis! Wehe einem Jeden, der sagen kann, daß er ihm in irgend einem Stücke gleich kam! Ich schwöre Dir, sie haben Unrecht. Merke Dir es ferner, wenn ein Mahler in seiner Kunst etwas recht Großes leisten will, so bildet er sich nach den Meisterwerken der berühmtesten Mahler die ihm bekannt sind. Diese Regel gilt auch für alle übrigen Stände und Gewerbe von einiger Bedeutung, welche die Zierde eines Staats ausmachen. Darnach muß sich auch derjenige richten, welcher seinen Ruhm in der Ausübung der Weisheit und Standhaftigkeit suchet. Er muß den Odysseus nachahmen,

in dessen Person und Trübsalen uns Homer ein lebendiges Gemählde der Klugheit und Duldsamkeit darstellt, so wie uns Virgil in seinem Aeneas die Tugenden eines frommen Sohnes, und die Weisheit eines tapfern und einsichtsvollen Feldherrn schildert. Beyde werden uns nicht so beschrieben, wie sie wirklich waren, sondern so, wie sie seyn mußten, wenn sie den künftigen Geschlechtern als Muster großer Tugenden vorgestellt werden sollten. Eben so war Amadis die Fackel, der Polarstern, die Sonne der tapfern und verliebten Ritter, und wir alle, die wir unter dem Panier der Liebe und des Ritterthums dienen, sind verbunden ihm nachzustreben. Da nun dieß eine ausgemachte Sache ist, so bin ich überzeugt, Freund Sancho, daß derjenige irrende Ritter, welcher ihn am meisten nachahmt, der Vollkommenheit in der Ritterschaft am nächsten kommt. Eine von den Gelegenheiten, wobey jener Ritter am meisten seine Weisheit, Stärke, Tapferkeit, Geduld, Standhaftigkeit, und Liebe erprobte, war seine freywillige Verbannung und Bußübung auf dem Kummerfelsen, wie

ihn die schöne Oriana verschmähte, und wie er seinen Nahmen in Beltenebros verwandelte; wahrlich ein bedeutender Nahme, und vollkommen derjenigen Lebensart angemessen, die er sich erwählt hatte. Weil ich es nun für leichter halte, ihn in diesem Stücke nachzuahmen, als mich mit Riesen herum zu hauen, Schlangen zu köpfen, Drachen zu erschlagen, Kriegsheere zu zerstreuen, Seeschlachten zu gewinnen, und Bezauberungen zu lösen, und weil ich gerade diese Gegend zu meinem Endzwecke sehr bequem finde, so darf ich die Gelegenheit nicht fahren lassen, da sie mir mit so vieler Bereitwilligkeit ihre Locke darbietet."

„Was ist es denn eigentlich, (fragte Sancho) das Ihr an diesem entlegenen Orte vorzunehmen gedenkt?"

„Es ist wahr, ich habe Dir noch nicht gesagt, (versetzte Don Quixote) daß ich den Amadis darin nachahmen will, daß ich hier den Verzweifelten, den Wahnsinnigen, und

Wüthenden spiele, um zu gleicher Zeit dem tapfern Roland ähnlich zu werden, wie er bey einem Brunnen die Merkmahle fand, daß die schöne Angelica sich von dem Medor hatte bethören lassen, worüber er vor Schmerz den Verstand verlohr, Bäume ausriß, Wasserquellen verschlämmte, Hirten erschlug und ihre Herden tödtete, Hütten verbrannte, Häuser einriß, Pferde wegtrieb, und tausend andere Tollheiten verübte, wodurch er in Schriften auf ewig berühmt worden ist. Wenn ich auch dem Roland (Roldan, Orlando, oder Rotolando; denn er führte alle diese Nahmen) nicht Strich vor Strich alle seine Thorheiten nachmache, die er in Gedanken, Worten, und Handlungen verübte, so will ich doch den Versuch mit einigen machen, die mir die Wesentlichsten zu seyn scheinen. Vielleicht begnüge ich mich auch damit, den Amadis allein nachzuahmen, welcher ohne schädliche Possen zu begehen, sich mit Weinen und Klagen begnügte, und sich damit doch, Trotz dem Besten, einen Nahmen erwarb."

„Mir kommt's aber vor, (sprach Sancho) daß die Ritter, welche dergleichen Streiche machten, doch durch etwas waren aufgebracht worden, und Ursachen hatten, solche Thorheiten und Bußübungen vorzunehmen. Was haben aber Eur Gnaden für Ursache, närrisch zu werden? Welche Dame hat Euch verschmäht? Oder was für Merkzeichen habt Ihr gefunden, daß Fräulein Dulcinea von Toboso Kinderstreiche mit Mohren, oder Christen begangen hätte?"

„Das ist eben der Knoten, (versetzte Don Quixote) und darin besteht die Feinheit meiner Handlung. Wenn ein irrender Ritter mit Grund zum Narren wird, das dank' ihm der Henker! Die größte Kunst ist, ohne Ursache zum Narren zu werden, und meiner Dame damit zu zeigen, was ich erst thun würde, wenn sie mir wirkliche Ursache gäbe. Ueberdieß finde ich Anlaß genug in der langwierigen Abwesenheit von meiner geliebten Dulcinea von Toboso; denn wie Du jüngst den Schäfer Ambrosio sagen hörtest,

Abwesenheit macht, daß man allerley Unglück empfindet und befürchtet. Verliere demnach nur keine Zeit und Worte, Sancho, um mir eine so seltsame, glückliche, und nie gesehene Nachahmung zu widerrathen. Ich bin ein Narr, und will ein Narr bleiben, bis Du mir die Antwort auf einen Brief bringst, den Du meiner Dulcinea von mir überreichen sollst. Wenn ihre Antwort so ausfällt, wie ich es wegen meiner Treue verdiene, so wird meine Narrheit und meine Buße alsobald aufhören. Geschieht das Gegentheil, so werde ich im Ernst wahnsinnig, und dann empfinde ich mein Unglück nicht mehr. Sie mag mir demnach antworten wie sie will, so endiget sich die Pein und Unruhe, in welcher Du mich verlässest, und ich werde entweder bey meinen völligen Sinnen das Glück geniessen, das Du mir mitbringst, oder ich werde als ein Wahnsinniger das Unglück nicht empfinden, das Du mir ankündigst. Sage mir aber Sancho, hast Du auch Mambrins Helm gut verwahrt? Ich erinnere mich daß Du ihn aufhobest, wie ihn jener undankbare Bube

zerschlagen wollte, und nicht konnte, woraus sich's abnehmen läßt, wie vortrefflich er gehärtet war."

„Bey meiner armen Sele! Herr Ritter von der traurigen Gestalt (antwortete Sancho), ich kann gewisse Dinge die Eur Gnaden sagen gar nicht ausstehen, oder mit Geduld anhören, und sie machen mich glauben, daß alles was Ihr mir sagt, von Ritterschaft, von Königreichen und Kaiserthümern, von Inseln und von andern Gnadenbezeugungen und Standeserhebungen, die bey den irrenden Rittern vorfallen, nichts anders ist, als blauer Dunst, und Geschwätz, und Fiebeln, oder Fabeln, wie das Ding heißt. Denn wer Eur Gnaden sagen hört, daß ein Bartbecken Mambrins Helm sey, und sieht daß Ihr in vier Tagen nicht aus euerm Irrthum kommt, was soll der anders denken, als daß es bey dem, der so was sagt, nicht recht unter'm Hut steht? Das Becken steckt noch, so krumm und schief, wie's der Kerl geschlagen hat, in meinem Schnap-

sack, und ich will's mit nach Hause nehmen, und es ausklopfen lassen, um mir den Bart daraus einzuseifen, wenn es Gottes Wille ist, daß ich Frau und Kinder 'mahl wiedersehen soll."

„Höre Sancho, (erwiederte Don Quixote), ich schwöre Dir eben so hoch und theuer, daß Du den größesten Schafskopf hast, der jemahls auf die Schultern eines Schildknappen fiel. Ist's möglich, daß Du in alle der Zeit, da Du mit mir umher ziehst, noch nie einsehen lerntest, daß alles was den irrenden Rittern begegnet, wie lauter Einbildung, Thorheit, und Ausschweifung scheint, und daß alles verkehrt dabey zugeht? Aber darum ist es nicht wirklich so, sondern es schwärmt immer eine Horde von Zauberern um uns herum, die alles verwandeln und verwechseln, und kehren es nach ihrem Belieben, nachdem sie uns wohl oder übel wollen. Aus dieser Ursache scheint Dir das ein Bartbecken, was ich für Mambrins Helm erkenne, und ein dritter wird ihn noch für etwas anderes halten. Eine seltene Vorsicht

bewog den Weisen, der mir gewogen ist, es so zu lenken, daß ein Jeder das für ein Bartbecken ansieht, was wirklich und wahrhaftig Mambrins Helm ist; denn wegen einer Sache von so großem Werth würde mir sonst alle Welt nachstellen, um sie mir zu rauben. Weil man aber sieht, daß es weiter nichts ist, als ein Barbierbecken, so giebt sich Niemand Mühe darum. Das hast Du wohl an dem Buben gesehen, der ihn zerbrechen wollte, und ihn hernach liegen ließ; das hätt' er wahrhaftig nicht gethan, wenn er seinen Werth gekannt hätte. Hebe ihn nur auf, mein Freund; ich hab' ihn jetzt nicht nöthig. Ich werde vielmehr alle meine Waffen ablegen, und so nackend gehen, wie ich gebohren bin, im Fall ich mich entschliessen sollte, in meinem Bußwerk mehr den Roland, als Amadis nachzuahmen."

Unter diesen Gesprächen kamen sie an den Fuß eines hohen Berges, der wie ein gehauener Fels mitten unter vielen andern stand, die ihn umringten. Aus seinem Schoß entsprang ein rieselnder Bach; rings umher um-

gab ihn eine grüne und anmuthige Wiese, und mancherley Bäume des Waldes, Blumen, und Pflanzen machten diesen Ort zu einem angenehmen Aufenthalt. Diesen Platz erwählte sich der Ritter von der traurigen Gestalt zu seinem Bußwerk, und wie er ihn ansichtig ward, rief er mit lauter Stimme und mit der Gebehrde eines Wahnsinnigen: „Dieß ist der Ort, ihr Himmel! den ich mir erwähle und ausersehe, um das Unglück zu beweinen, welches ihr über mich verhängt habt. Dieß ist der Ort, wo die Thränen meiner Augen die Gewässer dieses Bächleins anschwellen, und wo meine unaufhörlichen Seufzer die Blätter dieser Bäume der Wildniß bewegen sollen, zum Zeugniß und Beweis der Qualen, die mein rastloses Herz erduldet. O Ihr, wie Ihr auch heißt, Götter des Hains, die Ihr in diesen unwirthbaren Gegenden wohnt! höret die Klagen eines unglücklichen Liebhabers, den eine langwierige Abwesenheit, und eingebildete Eifersucht, dahin gebracht haben, in dieser Einöde zu wehklagen, und zu seufzen über die Unerbittlichkeit

einer schönen Undankbaren, welche den Ausbund und die Fülle aller menschlichen Schönheit in sich begreift. O Ihr Napäen und Dryaden, die Ihr in den Schatten dieser dichten Wälder wohnt, mögen die leichtfertigen muthwilligen Satyre, welche Euch vergeblich mit ihrer Liebe verfolgen, so entfernt seyn, Euch in eurer süßen Ruhe zu stören, wie Ihr mir helft mein Unglück beweinen, oder wie Ihr mir wenigstens euer Ohr nicht versaget, meine Klagen anzuhören!" O Dulcinea von Toboso! Tag meiner Nacht! Wonne meiner Qualen! Leitstern meiner Pilgerschaft! Morgenröthe meines Glücks! So müsse der Himmel Dich nach allen Deinen Wünschen beseligen, wie Du Dich meiner Verbannung an diesem Ort erbarmest, und des Zustandes, in welchen mich deine Abwesenheit versetzt hat, und wie Du meine unverbrüchliche Treue mit verdienter Güte belohnest! O Ihr einsamen Bäume, die Ihr von nun an meine einzige Gesellschaft in meiner Einsiedeley seyn werdet! Gebt mir durch ein sanftes Weben eurer Zweige ein Zeichen, daß Euch

meine Gegenwart nicht zuwider sey. O Du, mein treuer Schildknapp und guter Gefährte in allen meinen glücklichen und unglücklichen Begebenheiten! Präge Dir tief ins Gedächtniß alles, was Du mich hier vornehmen siehest, damit Du es der Urheberinn meiner Drangsale treulich hinterbringest und erzählest."

Indem er dieß sprach, stieg er ab von seinem Rocinante, nahm ihm in einem Augenblick Sattel und Zaum ab, und gab ihm einen sanften Schlag auf den Rücken. „Empfange Deine Freyheit (sprach er) von dem, der die seinige verlohren hat, o Du eben so sehr durch deine Thaten berühmter, als durch dein Schicksal unglücklicher Gaul! Gehe wohin Du willst; es steht Dir vor der Stirne geschrieben, daß Du leichtfüßiger bist, als der Hippogryph des Astolphs und der berühmte Frontin, der dem Bradamante so theuer zu stehen kam."

„Dank sey dem, (sprach Sancho wie er dieß hörte) der uns jetzt die Mühe erspart, den Esel abzusatteln; da hätt' es wieder

was zu streicheln und zu lobreden gegeben. Wenn wir'n aber hier hätten, würd' ich doch nicht zugeben, daß ihn Jemand absattelte, und ich wüßt' auch nicht warum? Denn was geht ihn das Verliebtseyn und Verzweifeln an, da seinem Herrn so was niemahls eingefallen ist? und der war Ich, so lang' es dem Himmel gefiel. Aber gewiß, Herr Ritter von der traurigen Gestalt, wenn's Eur Gnaden doch ein Ernst ist mit meiner Gesandtschaft, und mit eurer Narrheit, so wär's besser, wir sattelten Rocinante wieder auf, da wir den Grauen nicht mehr haben, damit ich desto geschwinder hin und zurück reisen könnte; denn wenn ich zu Fuß gehen müßte, so weiß ich nicht, wie lange Zeit ich zum Hin- und Herwandern brauchen würde; denn die Wahrheit zu sagen, ich bin nur 'n schlechter Fußgänger."

„Meinetwegen, Sancho, mach' es wie Du willst, (sprach Don Quixote). Deine Absicht ist nicht unrecht. In Zeit von drey Tagen sollst Du abreisen; denn während dieser

Zeit mußt Du erst sehen, was ich für Dulcinea thue, damit Du es ihr erzählen könnest."

„Was kann ich denn noch mehr sehen, (sprach Sancho) als was ich schon gesehen habe?"

„Du irrst Dich sehr (erwiederte Don Quixote). Jetzt muß ich noch meine Kleider zerreißen, meine Waffen umher streuen, und mir Kopfstöße gegen die Felsen geben, und mancherley solche Dinge verrichten, worüber Du Dich wundern wirst."

„Um Gottes Willen, (sprach Sancho) nehmt Euch mit den Kopfstößen in Acht! Ihr könntet an solche Klippen und Felsenspitzen gerathen, daß auf den ersten Stoß euer ganzes Bußgeschäft vorbey wäre. Meiner Meynung nach thätet Ihr besser, wenn's doch Kopfstöße seyn müssen, Ihr stießt mit dem Kopf ins Wasser, oder sonst wider etwas Weiches, wie Baumwolle, oder so; weil es doch alles nur Spaß und Spiegelfechterey seyn soll. Und

dann laßt mich nur machen; ich will Fräulein Dulcinea wohl sagen, daß Ihr Euch mit einem Felsen gebakst habt, der so hart war, wie Demant."

„Dank für deinen guten Willen Sancho, (erwiederte Don Quixote). Du mußt aber wissen, daß es mit allem, was ich vornehme, gar kein Scherz, sondern bitterer Ernst ist; sonst handelte ich gegen die Gesetze des Ritterordens, die uns bey Strafe der Ausschließung verbieten, irgend eine Lüge zu sagen, und wenn man eine Sache statt einer andern thut, so ist es so gut, wie gelogen. Deswegen müssen meine Kopfstöße ehrlich, derb' und vollwichtig seyn, und ohne Sophisterey und Spiegelgefecht gegeben werden. Es kann nicht schaden, wenn Du mir ein wenig Scharpie zurück lässest, um mich zu verbinden, da wir das Unglück gehabt haben, den Balsam zu verlieren."

„Es war wohl noch schlimmer, (sprach Sancho) daß wir den Grauen verlohren

und mit ihm Scharpie und alles; und ich bitt' Euch, Herr, gedenkt mir des vermaledeyten Balsams nicht mehr; wenn ich ihn nur nennen höre, möcht ich mir alle Kaldaunen und die Sele dazu aus dem Leibe brechen. Thut mir auch lieber den Gefallen, und nehmt an, daß die drey Tage schon vorbey sind, die Ihr mir angesetzt habt, euern Thorheiten zuzusehen. Ich nehme sie für gesehen und geschehen, und ich will Fräulein Dulcinea Wunder genug davon erzählen. Schreibt nur euern Brief, und fertigt mich ab, so geschwind Ihr könnt; denn mir wird schon die Zeit lang, bis ich wiederkomme, und erlöse Euch aus dem Fegfeuer, worin ich Euch verlasse."

„Fegefeuer sagst Du Sancho? (sprach Don Quixote). Nenne es lieber eine Hölle, oder noch was Schlimmeres, wenn es etwas giebt, das schlimmer ist."

„Aus der Hölle (antwortete Sancho) nula es retentio, wie ich wohl gehört habe."

„Ich verstehe nicht was Du mit retentio sagen willst" sprach Don Quixote.

„Retentio will sagen (erwiederte Sancho), wer einmahl in der Hölle steckt, der kann nicht wieder heraus. Mit Eur Gnaden soll's (denk' ich) wohl anders werden, oder ich müßte die Beine nicht rühren können, wenn ich nur Sporne habe, um Rocinante in Gang zu bringen. Und laßt mich nur erst gemach nach Toboso kommen, und Fräulein Dulcinea sprechen, so will ich ihr schon so viel von den Tollheiten und Geckereyen (ist alles eins) erzählen, die Eur Gnaden angegeben haben und noch angeben werden, daß ich sie so weich und geschmeidig mache, wie Handschuhleder, wenn sie auch so hart wäre, wie Franzosenholz. Mit ihrer sanften honigsüßen Antwort komm' ich denn wie ein Zauberer durch die Luft zurück, und erlöse Eur Gnaden aus diesem Fegfeuer, das Euch eine Hölle scheint, und keine ist, weil Ihr Hoffnung habt, wieder heraus zu kommen, und (wie ich gesagt habe) wer in der Hölle schwitzt,

hat keine Hofnung, und das werden Eur Gnaden auch wohl selbst nicht anders sagen."

„Das ist wahr (sprach der Ritter von der traurigen Gestalt). Aber wie fangen wir's an, um den Brief zu schreiben?"

„Und den Eselswechsel" setzte Sancho hinzu.

„Der soll nicht vergessen werden (erwiederte Don Quixote). Weil wir aber kein Papier haben, wär' es nicht übel, wenn wir nach dem Beyspiele der Alten auf Baumblätter schrieben, oder auf Wachstafeln, wenn diese nur nicht eben so schwer zu bekommen wären, als Papier. Doch es fällt mir etwas ein, worauf ich recht gut, und mehr als gut schreiben kann, nämlich auf Cardenio's Schreibtafel. Du mußt hernach dafür sorgen, die Abschrift in leserlicher Hand auf Papier machen zu lassen, so bald Du an einen Ort kommest, wo ein Knabenschulmeister wohnt; wo nicht, so kann Dir's auch allenfalls der Dorfküster abschreiben. Gieb's aber nur keinem

Notarius in die Hände; denn diese Leute kritzeln ihre Kanzeleyschrift, die der Teufel nicht lesen kann."

„Wie machen wir's aber mit der Unterschrift?" fragte Sancho.

„Die Briefe des Amadis brauchen keine Unterschrift" antwortete Don Quixote.

„Sehr gut (versetzte Sancho). Aber der Wechsel muß doch unterschrieben seyn, und wenn ich die Unterschrift nachmahlen lasse, so wird man sagen, sie sey falsch, und ich komme um meine Esel."

„Den Wechsel werde ich in der Schreibtafel unterschreiben, (erwiederte Don Quixote) und wenn meine Nichte das sieht, wird sie sich nicht weigern, meiner Anweisung Folge zu leisten. Unter den Liebesbrief kannst Du statt der Unterschrift setzen lassen: Euer bis in den Tod getreuer Ritter von der traurigen Gestalt. Es thut nichts, wenn die Unterschrift von einer fremden Hand

ist; denn so viel ich mich erinnere, kann Dulcinea weder lesen noch schreiben, und von meiner Hand hat sie in ihrem Leben weder Brief noch Ueberschrift gesehen. Meine Liebe und die ihrige war immer von der platonischen Art, und erstreckte sich nie weiter, als auf züchtige Blicke, und auch diese nur höchst selten; denn ich kann wohl mit Wahrheit schwören, ob ich sie gleich seit zwölf Jahren zärtlicher liebe, als das Licht dieser Augen, welche bald hier den Staub küssen werden, so habe ich sie doch kaum viermahl gesehen, und es kann sehr wohl seyn, daß sie auch nicht ein einziges Mahl meine Blicke bemerkt hat; so sorgfältig erzogen sie ihre Aeltern Lorenzo Corchuelo und Aldonza Nogales."

„So so! (rief Sancho). Ist Corchuelo's Tochter das Fräulein Dulcinea von Toboso, sonst gewöhnlich Aldonza Lorenzo genannt?"

„Sie ist es selbst (antwortete Don Quixote) und sie verdient, eine Königinn des ganzen Weltalls zu seyn."

„Die kenn' ich recht gut (versetzte Sancho). Sie schleudert Euch einen Knittel so weit, wie der rüstigste Bengel im Dorf *). Potz Velten! was ist sie für ein tüchtiges Mensch, handfest und stark, hat Haar auf den Zähnen, und kann Euch wohl dem besten fahrenden Ritter, der da ist und noch kommen soll, und sie zu seiner Dame wählt, aus dem Dreck helfen. Teufelsnickel! was sie für Kräfte hat, und was für'ne Stimme. Ich kann Euch sagen, daß sie 'nmahl auf den Glockenthurm im Dorf stieg, um ihres Vaters Knechten zu rufen, die auf dem Acker waren; sie waren wohl eine halbe Meile weit von ihr, und hörten sie doch

---

*) Tirar la barra war vormahls ein gymnastisches Spiel in Spanien (wie das Scheibenwerfen der Alten, welches noch jetzt in Schottland unter dem Nahmen Quoits bekannt und gebräuchlich ist). Man warf mit schweren Knitteln, oder Stangen, und wer sie am weitesten schleuderte, war Ueberwinder. In Rußland ist dieses Spiel (mit einiger Abänderung) unter dem Nahmen Gorodki ein gewöhnliches Spiel der Dorfleute.

so deutlich, als wenn sie dicht unter'm Thurm gestanden hätten. Das beste an ihr ist, daß sie gar keine Flausen und Geziere macht, sondern immer gemüthlich ist, mit Jedermann lacht und schäkert, und Jeden zum besten hat. Ja, nun bin ich's gern zufrieden, Herr Ritter von der traurigen Gestalt, daß Ihr nicht nur ihrentwegen alle möglichen Narrenstreiche begehen könnt und müßt, sondern Ihr habt alles Recht von der Welt, für sie zu verzweifeln und Euch aufzuhängen. Kein Mensch, der's erfährt, wird leugnen, daß Ihr aus der Maßen wohl thut, wenn Ihr auch für sie zum Teufel fahrt. Ich wollte, ich wär' schon auf dem Wege, damit ich sie nur 'mahl wiedersehe; denn es ist schon lange her, daß ich sie nicht gesehn habe. Sie muß sich sehr verändert haben; denn die Feldarbeit in Wind und Wetter und Sonnenschein verdirbt den Weibern garstig das Gesicht. Aber ich muß Euch nur die Wahrheit gestehn, Herr Don Quixote, ich bin bisher in einem großen Irrthum gewesen. Ich dachte gewiß und wahrhaftig, Fräulein Dulcinea müßt' irgend

eine große Prinzessinn seyn, in die Eur Gnaden verliebt wären, oder sonst eine vornehme Person, welche die reichen Geschenke verdiente, die Eur Gnaden ihr geschickt haben; sowohl den Biscayer, als die Galerensclaven, und wer weiß noch wieviel andere mehr; denn Ihr habt wohl schon viel Siege erfochten, ehe ich noch Euer Schildknapp ward. Wenn ich's aber jetzt beym Licht betrachte: was kümmert sich Fräulein Aldonza Lorenzo — ich meyne Fräulein Dulcinea von Toboso — darum, daß die Ueberwundenen ihr zu Fuß fallen, die Eur Gnaden ihr hinschicken, und noch hinschicken werden? Denn wie leicht kann sich's treffen, wenn sie hinkommen, daß sie eben Flachs hechelt, oder auf der Tenne drischt, und daß die Leute sich an ihr ärgern, oder daß sie selbst Euch auslacht, und sich ärgert über euer Geschenk?"

„Ich habe Dir schon oft gesagt, Sancho, (versetzte Don Quixote) Du bist ein großer Schwätzer, und wenn Du gleich nur sehr eingeschränkte Begriffe hast, so willst

Du doch bisweilen witzig thun. Damit Du aber siehst, wie närrisch Du bist, und wie vernünftig ich bin, so will ich Dir eine kleine Geschichte erzählen: Eine schöne, junge, unabhängige, reiche Witwe, die vor allen Dingen ihr Vergnügen liebte, warf ihre Augen auf einen jungen rüstigen Layenbruder. Die Sache kam vor die Ohren seines Priors, welcher eines Tages zu der guten Witwe in einem brüderlich ermahnenden Tone sprach: „Es wundert mich, gnädige Frau, (und „nicht ohne gegründete Ursache), daß ein so „schönes, wohlgebohrnes, und reiches Weib wie „Ihr seyd, sich an einen so plumpen, arm„seligen, dummen Tropf hängen kann, da es „doch in unserm Stifte nicht an Magistern, „Doctoren, und andern geistlichen Herren „fehlt, unter welchen Ihr nach Lust und Be„lieben wählen könntet, und sagen: diesen „will ich, jenen mag ich nicht.“ Sie gab ihm aber mit vieler Freymüthigkeit zur Antwort: „Eur Würden irren sich sehr und ur„theilen ziemlich altfränksch, wenn Ihr meynt, „daß ich an dem Burschen, den Ihr für so

„dumm haltet, eine schlechte Wahl getroffen „habe. In den Dingen wozu ich ihn brauche, „versteht er soviel Philosophie und mehr, als „Aristoteles selbst.“ Also, Freund Sancho, in der Rücksicht, in welcher ich mir meine Dulcinea von Toboso ausersehn habe, ist sie mir soviel werth, wie die erste Prinzessinn in der Welt. Nicht alle Damen welche die Dichter besingen, führen solche Nahmen, als ihnen diese nach Willkühr beylegen; oder meynst Du, daß die Amaryllis, Phyllis, Diana, Sylvia, Galathea, Alida und wie sie alle heißen, wovon so viele Bücher, Romanzen, Trödelbuden und Schaubühnen voll sind, wirkliche Damen mit Fleisch und Bein, und Geliebte derjenigen waren, die sie besangen und noch besingen? Mit nichten! Die meisten sind erdichtete Nahmen, die den Dichtern nur Stoff leihen müssen, um ihre Verse an sie zu richten, und sich zu stellen als ob sie verliebt wären, und Ansprüche auf Gegenliebe hätten. Eben so genügt mir es auch, zu denken und zu glauben, daß Aldonza Lorenzo ein

schönes und züchtiges Mädchen ist. Ihre Abkunft kümmert mich wenig, denn Niemand fragt nach ihren Ahnen, um sie zur Stiftsdame zu machen, und für mich ist sie so gut, wie die vornehmste Prinzessinn auf Erden. Denn das kannst Du Dir merken, Sancho, wenn Du es noch nicht weißt, daß zwey Dinge vor allen andern vorzüglich zur Liebe reizen, ausbündige Schönheit, und ein guter Ruf, und diese zwey Dinge finden sich im höchsten Grad in Dulcinea vereinigt; denn an Schönheit kommt ihr Keine gleich, und ihren guten Ruf erlangen nur Wenige. Um kurz von der Sache zu kommen, Ich bilde mir ein, daß alles so ist, wie ich es Dir sage, und weder besser noch schlechter. Ich schildere sie mir in meiner Einbildung so, wie ich sie mir wünsche, an Schönheit sowohl, als an Stande; folglich müssen ihr alle Helenen und Lucretien weichen, und alle übrigen berühmten Weiber der Vorzeit bey Griechen, Römern, und Barbaren müssen ihr nachstehen. Da mag nun ein jeder sagen, was er will; wenn mich die Unwissenden

tadeln, so werden mich die strengsten Richter nicht verdammen.“

„Und ich sage daß Euer Gnaden Recht haben (antwortete Sancho) und daß ich ein Esel bin. Ich weiß nicht warum mir auch eben der Esel ins Maul kommt; denn im Hause des Gehenkten spricht man nicht gern vom Strick. Doch gebt mir nur den Brief, und dann Gott empfohlen!“

Don Quixote zog das Taschenbuch heraus, ging ein wenig beyseite, und schrieb mit Musse seinen Brief. Wie er damit fertig war, rief er Sancho, und sagte, er wollte ihm den Brief vorlesen, damit er den Inhalt im Gedächtniß behielte, im Fall er ihn ja verlieren sollte, weil sein Unglück ihn allerley befürchten ließe.

„Schreibt ihn doch nur lieber zwey oder dreymahl im Büchel ab, (antwortete Sancho) und gebt mir's dann; ich will's wohl verwahren. Denn daß ich ihn auswendig behalten sollte, daran ist nicht zu denken; mein Gedächtniß ist so schwach, daß ich oft meinen

eigenen Nahmen vergesse. Ihr könnt mir aber doch den Brief vorlesen; denn ich werd' ihn gern hören, und er muß gar hübsch klingen."

„So höre zu" sprach der Ritter, und las:

Hochgebohrnes und
Hochgebietendes Fräulein!

Tief verwundet von den Dolchstichen der Abwesenheit, und durchbohrt von herzdurchdringenden Pfeilen, wünsche ich Dir, süßeste Dulcinea von Toboso! die Gesundheit, die ich nicht habe. Wenn Deine Schönheit mich verschmäht; wenn deine Vortrefflichkeit mir nicht günstig ist; wenn meine Sehnsucht von Dir mit Verachtung bemerkt wird; und wenn ich gleich geduldig genug bin, das alles mit Gelassenheit zu ertragen, so erliege ich doch unter der Bekümmerniß, die mich nicht nur unerträglich drückt, sondern auch von gar zu langer Dauer ist. Mein guter Schildknapp Sancho wird Dir umständliche Nachricht geben, o Du schöne Undankbare! Du liebenswürdige und geliebte Feindinn! in welchem Zu-

stande ich mich um deinetwillen befinde. Gefällt es Dir, Dich meiner zu erbarmen, so bin ich Dein; wo nicht, so thue was Dir beliebt. Mein Tod wird Deine Grausamkeit befriedigen, und meine Wünsche erfüllen.

Dein bis in den Tod
der Ritter
von der traurigen Gestalt.

„Bey meines Vaters Bart! (rief Sancho, wie er den Brief hörte), das ist das Herrlichste, was mir jemahls zu Ohren kam. Sapperment! wie Eur Gnaden ihr da die Meynung sagen, und wie dann die Unterschrift: der Ritter von der traurigen Gestalt, so schön dazu paßt! Es ist doch wahrhaftig wahr, Eur Gnaden haben verteufelt viel Geschicklichkeit, und ich möchte wohl wissen, was Ihr nicht verständet."

„Man braucht es aber auch alles, (versetzte Don Quixote) in dem Stande, welchem ich mich gewidmet habe."

„Nun gut, gestrenger Herr! (sprach Sancho). Gebt mir nun auf dem andern

Blat die Anweisung auf die drey Eselfüllen, und unterschreibt sie so deutlich, daß man ohne Schwierigkeit eure Handschrift erkennt."

„Herzlich gern" sprach Don Quixote, schrieb den Wechsel, und las ihn seinem Knappen folgendermaßen vor:

Jungfer Nichte! Für diesen meinen Prima-Eselwechsel zahlen Eur Lieben meinem Knappen Sancho Panza drey von den fünf Eseln, die ich unter eurer Aufsicht gelassen habe. Ich genehmige die Verabfolgung gegen diese Anweisung und seine Quittung, und habe gleichen Werth empfangen. Gegeben mitten in der Sierra Morena am 22sten August in diesem Jahr.

„Sehr gut; unterschreibt Euch nur" sprach Sancho."

„Meine Unterschrift ist nicht nöthig (versetzte Don Quixote). Es ist genug an meinem gewöhnlichen Zeichen, welches für drey Esel und für dreyhundert eben so gültig ist, wie meine Unterzeichnung."

„Ich verlasse mich auf Euch, gestrenger Herr (versetzte Sancho). Laßt mich nur gehn, Rocinante zu satteln, und macht Euch bereit, mir euern Segen zu geben; denn ich bin Willens wegzureiten, ohne die Narrheiten anzusehn, die Eur Gnaden machen werden; ich will schon sagen daß ich Euch so viele begehen sah, daß es eine Freude war.“

„Zum allerwenigsten verlange ich, (sprach Don Quixote), und die Nothwendigkeit erfordert es, daß Du mich in bloßer Haut ein oder ein Par Dutzend tolle Streiche sollst machen sehen, welches in weniger als einer halben Stunde gethan ist. Denn wenn Du diese mit eigenen Augen gesehen hast, so kannst Du mit besserm Gewissen auf die übrigen schwören, die Du noch hinzu setzest, und ich versichere Dir, Du kannst nicht so viele beschreiben, als ich machen werde.“

„Um des Himmels Willen! (sprach Sancho) laßt mich Eur Gnaden nicht nackt sehen; es würde mir durchs Herz gehen, und

ich würde mich der Thränen nicht enthalten können. Der Kopf thut mir noch so weh, von dem Weinen von gestern Abend über meinen Grauen, daß ich nicht Lust habe, von neuem zu weinen; und wenn Eur Gnaden doch wollen, daß ich etliche Narrenstreiche mit ansehen soll, so macht sie in Kleidern, und bald, und zwar solche, die Euch am dienlichsten scheinen; denn meinetwegen könnten sie ganz wegbleiben, und wie ich schon gesagt habe, die Zeit würde gespart, und ich käme desto früher zurück mit den Nachrichten, die Eur Gnaden wünschen und verdienen. Wo nicht; so laßt mir Fräulein Dulcinea nur kommen. Wenn sie mir nicht Antwort giebt, wie sichs gebührt, so gelob' ich hoch und theuer, ich will ihr die günstige Antwort mit Faustschlägen und Rippenstößen aus dem Leibe walken. Wer Henker wird das ausstehen, daß solch ein berühmter Ritter, wie Eur Gnaden, um nichts und wieder nichts zum Narren werden soll für solch eine — — — daß mich die Mamsell nur nicht damit herausplatzen läßt, oder beym Himmel, sie bekommts von mir aus

dem Salze! Mir muß sie so nicht kommen, oder sie kennt mich noch nicht, sonst würde sie mich nicht kaufen."

„Bey meiner Treue, Sancho! (sprach der Ritter) Du scheinst mir nicht gescheider zu seyn, als ich."

„So närrisch bin ich nicht, (antwortete Sancho) aber wohl noch hitziger. Doch um von etwas anderm zu reden: was denken Eur Gnaden zu essen, bis ich wiederkomme? Wollt Ihr den Hirten auch das Brod abprügeln, wie Cardenio?"

„Sey deswegen unbekümmert (versetzte der Ritter). Ich würde, wenn ich's auch hätte, doch nichts anders essen, als die Kräuter dieser Wiese, und die Früchte dieser Bäume; denn Fasten und Büßen ist der Hauptendzweck meines Vorhabens."

„Wißt Ihr was ich fürchte? (sprach Sancho) Mir ist bange, daß ich den Ort,

wo ich Euch jetzt verlasse, nicht wieder finden werde, weil er so entlegen ist."

„Mache Dir nur gute Merkzeichen (erwiederte Don Quixote). Ich werde mich von diesem Orte nicht entfernen, und ausserdem werde ich von Zeit zu Zeit die höchsten Felsen besteigen, und mich nach Dir umsehen, wenn Du wieder kommst. Das Beste wird seyn, damit Du mich ja nicht verfehlst, oder irre gehst, daß Du Dir Sträuche abschneidest, und sie von einer Strecke zur andern in den Weg wirfst, bis Du ins freye Feld kommst. Diese werden Dir zu Wegweisern dienen, welche Dich wieder zu mir führen, wie der Faden, welchen Ariadne dem Theseus ins Labyrinth mitgab."

„Das will ich thun" sprach Sancho, und schnitt sich ein Bündel Reiser zurecht. Hierauf bat er seinen Herrn nochmahls um seinen Segen, und nahm (nicht ohne Vergießung vieler Thränen von beyden Seiten) Abschied von ihm. Er bestieg den Roci-

nante, welchen ihm Don Quixote dringend empfahl, und ihn bat, ihn wie seinen Augapfel in Acht zu nehmen; und damit nahm er seinen Weg ins weite Feld, wobey er von Zeit zu Zeit seine Reiser in seine Fährte streute, wie ihm sein Herr gerathen hatte. Er ließ sich durch nichts aufhalten, obwohl ihn Don Quixote ermahnte, ihn wenigstens ein Par Bockssprünge machen zu sehen. Doch kaum war er hundert Schritte fortgeritten, so kehrte er wieder um. „Herr! (sprach er) Eur Gnaden hatten doch wohl Recht, daß ich, damit ich mit gutem Gewissen schwören könnte, ich hätt' Euch Narrenstreiche machen gesehn, wenigstens einen mit ansehen sollte; wenn's gleich Narrheit genug von Euch ist, daß Ihr nur hier bleibt."

„Sagt' ich Dir das nicht? (sprach Don Quixote) Nun so warte nur, Sancho; in einer Minute sollst Du es sehen." Damit zog er in einem Augenblick die Hosen herunter, stand im Hemd und Brustlatz da, und machte in der Geschwindigkeit ein Par Luft-

sprünge und Burzelbäume, wobey er solche Sachen aufdeckte, daß Sancho, um nur nicht mehr davon zu sehen, davon ritt, und zufrieden war, daß er nun mit Ueberzeugung schwören konnte, sein Herr sey zum Narren geworden. Wir wollen ihn reiten lassen, bis er wiederkommt, und das geschieht bald.

Capitel 26.

Von den ferneren verliebten Bußübungen, welche Don Quixote in der Sierra Morena anstellte.

Im Verfolge der Thaten, welche der Ritter von der traurigen Gestalt ausübte, wie er sich allein befand; nach geendigten Burzelbäumen, die er nackend von unten und bekleidet von oben machte, und wie er merkte, daß Sancho davon geritten war, ohne mehr Possen mit ansehen zu wollen, erzählt uns die Geschichte, daß er auf den Gipfel eines hohen Felsen stieg, und daselbst von neuem überlegte, was er schon oft überlegt, allein sich nie völlig darüber entschlossen hatte, nämlich: was ihm am meisten nützen und frommen würde, den Roland in seinen ausschweifenden Rasereyen nachzuahmen, oder dem Amadis seinen Trübsinn nachzuahmen. "Was Wunder, (sprach er bey sich selbst) daß Roland ein so tapferer Ritter war, wie ihn Jedermann beschreibt, da er sich über und über so fest hatte zaubern lassen, daß ihm

Niemand beykommen konnte, ausser mit einem Nadelstich in der großen Zehe, weswegen er beständig Schuhe mit siebenfältigen Sohlen von Eisen trug? wiewohl ihm doch seine List nichts half gegen Bernardo del Carpio, der das Ding besser verstand, und ihn zu Ronceval in den Armen erdrückte. Wir wollen aber seine Tapferkeit an die Seite setzen, und auf das Rasendwerden kommen, womit er wirklich Ernst machte, wie er bey einem Brunnen die Merkmahle fand, und wie ihm der Hirt erzählte, daß Angelica mehr als einmahl mit dem krauslockigen jungen Mohren Medor, dem Pagen des Agramant, Mittagsruhe daselbst gehalten hätte. Wenn Roland wußte, daß das wahr war, und daß seine Dame ihn wirklich beleidigt hatte, so konnt' er leicht zum Narren werden. Aber ich; wie kann ich ihm seine Thorheiten nachahmen, wenn ich nicht dieselben Ursachen dazu habe? Denn ich wollte wohl schwören, daß meine Dulcinea von Toboso in ihrem Leben keinen wirklichen Mohren in seiner leibhaftigen Gestalt und Tracht gesehen hat,

und daß sie bis diesen Tag noch so rein ist, wie die Mutter die sie gebohren hat; folglich würd' ich ihr das grösseste Unrecht thun, wenn ich anders von ihr dächte, und in solche Art von Thorheiten verfiele, wie der rasende Roland. Dagegen seh' ich, daß Amadis von Gallien, ohne seinen Verstand zu verlieren, und ohne Tollheiten zu begehen, sich Trotz dem Besten den Nahmen eines sterblich Verliebten erwarb; denn wie seine Dame Oriane ihn verschmähte, indem sie ihm verbot ihr Angesicht zu sehen, bis sie es ihm erlauben würde, that er doch (wie die Geschichte sagt) nichts weiter, als daß er sich in Gesellschaft eines Einsiedlers auf den Kummerfelsen begab, und sich dort so lange satt weinte, bis ihm der Himmel half, wie die Noth eben am grössesten war. Wenn das wahr ist, (wie man nicht zweifeln kann) warum soll ich mir denn jetzt die Mühe machen, mich gänz auszukleiden, oder diese Bäume zu beschädigen, die mir nichts zuwider gethan haben, und diese Bäche zu verschlämmen, die mir zu trinken geben, wenn ich durstig bin? Es lebe

das Andenken des Amadis, und Don Quixote von la Mancha werde sein Nachfolger! Von ihm müsse man sagen, wie von Jenem *), daß, wenn er auch nichts Großes ausführte, er doch sein Leben daran setzte, es zu unternehmen; und wenn mich auch meine Dulcinea weder verschmäht, noch verworfen hat, so ist es schon genug, (wie ich gesagt habe) daß ich abwesend von ihr lebe. Geschwind also Hand ans Werk! Erwacht in meinem Gedächtniß, Ihr Thaten des Amadis, und lehret mich wo ich anfangen soll, Euch nachzuahmen. Aber ich weiß es schon; die hauptsächlichste seiner Uebungen bestand im Gebet, und das soll auch die meinige seyn. Statt eines Rosenkranzes dienten ihm einige große Galläpfel, die er aufreihte und sich ein Paternoster davon machte. Was ihn inzwischen sehr kümmerte, war, daß er keinen Einsied-

---

*) Vom Phaëton; Hic situs est *Phaëton*, currus auriga paterni,

Quem si non tenuit, magnis tamen excidit ausis.

ler fand, dem er hätte beichten, und der ihn hätte trösten können. Er vertrieb sich also die Zeit damit, daß er eine Menge Verse in die Rinden der Bäume schnitt, und in den Sand kritzelte, welche seinen Kummer schilderten und wovon manche Lobsprüche auf Dulcineen enthielten. Man konnte aber, wie man ihn dort wieder antraf, nur noch die folgenden lesen:

Ihr Kräuter, Bäum' und Pflanzen zart,
grün, hoch und mannigfaltig,
seyd gegen meinen Schmerz nicht hart,
der mich quält so gewaltig.
Hört, Don Quixot' schreyt Ach und Weh,
entfernt von seiner Dulcinee
von Toboso.

Hier ist der Ort, wo sich versteckt
der treuste Knecht der Minne.
Aus seinen Augen trieft und leckt
von Thränen manche Rinne.
Hier ruft Quixote Ach und Weh,
entfernt von seiner Dulcinee
von Toboso.

Er klettert über Fels und Horn,
und Abentheuer sucht er,
und ritzt sich wund' an Hülst und Dorn,

und sein Geschick verflucht er,
und seufzt und jammert Ach und Weh,
entfernt von seiner Dulcinee
von Toboso.

Ihn peitscht, mit Rosengeisseln nicht,
nein, mit dem Ochsenziemer,
der kleine blinde Bösewicht,
und jagt und hetzt ihn immer.
Drum schreyt Quixote Ach und Weh,
entfernt von seiner Dulcinee
von Toboso.

Wer diese Verse las, mußte lachen, daß Don Quixote immer das „von Toboso" dem Nahmen seiner Dulcinea beygefügt hatte, als wenn er glaubte, daß man seine Verse ohne diesen Zusatz nicht verstehen könnte; und so verhielt es sich wirklich, wie er selbst nachher gestand. Er hatte noch vieles mehr geschrieben, allein nur diese wenigen Strophen waren, wie gesagt, noch unversehrt und leserlich geblieben. Diese Verse zu dichten, Seufzer auszustoßen, die Faunen und Waldgötter der Wüste, die Nymphen der Flüsse, und die traurige Echo der Berge anzurufen, daß sie ihn anhören, ihm antworten, und ihn

trösten möchten, damit vertrieb er sich die Zeit, indem er zugleich einige Kräuter aufsuchte, um sich bis zur Wiederkehr seines Knappen davon zu nähren. Wenn dieser, anstatt drey Tage, drey Wochen weggeblieben wäre, so wäre der Ritter von der traurigen Gestalt so völlig ungestalt geworden, daß ihn seine leibliche Mutter nicht wieder erkannt hätte. Wir können ihn jetzt eine kleine Weile seinen Seufzern und Gedichten überlassen, um zu sagen was aus Sancho und aus seiner Gesandtschaft ward.

Wie dieser auf die Landstraße kam, sah er sich um nach dem Wege, der nach Toboso führte, und kam den folgenden Tag bis an das Wirthshaus, wo ihn das böse Schicksal mit der Prelle betroffen hatte. Es kam ihm vor, wie er das Haus nur sahe, daß er schon wieder in den Lüften schwebte, und er konnte sich nicht entschließen, hinein zu gehen, obwohl er zu solcher Stunde daselbst ankam, daß er es hätte thun können und müssen, weil es eben Essenszeit war, und weil er gern

etwas Warmes genossen hätte, nachdem er sich so manchen Tag mit kalter Küche hatte behelfen müssen. Diese Nothdurft bewog ihn, sich der Schenke wenigstens zu nähern, obgleich er noch immer unschlüssig blieb, ob er hinein gehen sollte, oder nicht. Indem er noch so zwischen Thür und Angel schwebte, kamen aus dem Wirthshause zwey Personen heraus, die ihn alsobald erkannten. „Sagt mir doch, Herr Licentiat, (sprach der eine zum andern) kommt dort nicht der Sancho Panza geritten, von dem die Ausgeberinn unsers Abentheurers uns erzählte, daß er mit ihrem Herrn als Schildknapp ausgezogen wäre?"

„Ja wohl ist er's, (antwortete der Licentiat), und er reitet den Gaul unsers Don Quixote."

Kein Wunder, daß sie ihn kannten, denn der eine war der Pfarrer, und der andere der Barbier des Orts, eben dieselben, welche die Untersuchung und das Halsgericht über die Bücher gehalten hatten. Wie sie den Reiter und den Gaul erkannten, machte

ihre Neugier, zu wissen wie es mit Don Quixote stände, daß sie sich dem Sancho näherten. „Wie geht's, Freund Sancho? (rief ihm der Pfarrer zu) Wo ist euer Herr, und was macht er?"

Sancho kannte sie gleich, und nahm sich vor, Ihnen nicht zu sagen wo und wie sein Herr sich befände. Er gab ihnen zur Antwort: sein Herr sey an einem gewissen Orte, und beschäftige sich mit einer gewissen Sache von der äussersten Wichtigkeit, wovon er ihnen aber bey Leibe nichts sagen dürfe.

„Das geht nicht, Sancho (sprach der Barbier). Wenn Ihr uns nicht sagt, wo euer Herr ist, so bestärkt Ihr uns in dem Verdacht, den wir schon haben, daß Ihr euren Herrn bestohlen und umgebracht habt, und seyd mit seinem Gaul davon geritten. Wahrhaftig, Ihr sollt uns den Her.n des Gauls schaffen, oder Ihr habt mit uns zu thun."

„Nun nun, Ihr habt nicht nöthig zu drohen (versetzte Sancho). Ich bin kein

Mensch, der'n andern beraubt oder todtschlägt; mein'twegen mag ein Jeder sterben, wie's ihm sein Schicksal bestimmt, oder unser Herr Gott, der'n gemacht hat. Mein Herr ist hier mitten im Gebirge, und thut Buße nach Lust und Belieben." Darauf erzählte er ihnen ohne weiteren Aufschub und Hinterhalt haarklein alles, wie es mit seinem Herrn stände, was er für Abentheuer gehabt hätte, und daß er ihm einen Brief an Fräulein Dulcinea von Toboso, eine Tochter von Lorenzo Corchuelo, mitgegeben habe, in die er bis über die Ohren verliebt sey.

Beyde verwunderten sich über alles was ihnen Sancho erzählte, und obwohl ihnen die Thorheit des Don Quixote, und was ihm eigentlich den Kopf verrückt hatte, schon bekannt war, so konnten sie sich doch über das, was sie hörten, von neuem des Wunders nicht enthalten. Sie baten Sancho, ihnen den Brief zu zeigen, den er an Fräulein Dulcinea zu überbringen hätte. Er sagte, der Brief sey in einer Schreibtafel aufgesetzt, und

sein Herr habe ihm befohlen, ihn an dem ersten Orte, wohin er käme, auf Papier abschreiben zu lassen. Der Pfarrer sprach: er sollte ihn nur hergeben, so wollte er selbst ihn ins Reine schreiben. Sancho griff in den Busen, das Taschenbuch heraus zu ziehen; allein er fand es nicht, und konnt' es auch nicht finden, wenn er ein Jahr darnach gesucht hätte, weil Don Quixote es behalten und ihm nicht mitgegeben hatte, und ihm selbst war es auch nicht eingefallen, es ihm abzufordern. Wie Sancho das Taschenbuch nicht fand, ward er leichenblaß, fühlte sich allenthalben am Leibe herum, und fand abermahl, daß er nichts bey sich hatte; worüber er sich mit beyden Fäusten ins Gesicht fuhr, sich den halben Bart ausriß, und sich ein halbes Dutzend so derbe Maulschellen gab, daß ihm das Blut aus Maul und Nase floß. Der Pfarrer und der Barbier fragten, was ihm ankäme, daß er sich so zurichtete?

„Was sollt's seyn (rief er), als daß ich, wie man die Hand umkehrt, in einem

Augenblick um drey junge Esel gekommen bin, deren jeder ein Schloß werth war."

„Wie ist das zu verstehen?" fragte der Barbier.

„Ich habe das Denkelbuch verlohren (sprach Sancho), worin der Brief an Dulcinea geschrieben war, und ausserdem eine Anweisung mit meines Herrn Unterschrift, worin er seiner Nichte befahl, mir drey junge Esel abzuliefern, aus vier oder fünfen, die er zu Hause hätte." Bey der Gelegenheit erzählte er ihnen auch, wie er um seinen Grauen gekommen war.

Der Pfarrer tröstete ihn, und versprach, so bald er seinen Herrn anträfe, ihn seine Anweisung erneuern zu lassen, und zwar auf Papier, wie sich's gehörte, weil eine Anweisung in einer Schreibtafel doch nirgends gültig sey. Damit gab sich Sancho zufrieden, und sagte, wenn's so wäre, so kümmerte er sich wenig um den Verlust des Briefes an Dulcinea, weil er ihn beynahe auswendig wüßte,

so daß man ihn abschreiben könnte, wenn und wo man wollte.

„So laßt ihn uns doch hören, daß wir ihn abschreiben können" sprach der Barbier.

Sancho kratzte sich den Kopf, um sich des Briefes zu erinnern, stand bald auf einem Fuß, bald auf dem andern, und guckte bald auf die Erde, bald in die Wolken. Wie er sich die Nägel halb abgekaut und die beyden lange genug hatte warten lassen, rief er endlich: „Beym Himmel, Herr Licenciat! Der Teufel mag alles hohlen, was ich mich von dem Briefe erinnern kann; doch besinn ich mich noch, daß er anfing: „Wohlgebohrtes, Hocherbittertes Fräulein."

„So wird's nicht seyn (sprach der Barbier), sondern vielleicht Hoch- oder Wohlgebohrnes, Hochgebietendes Fräulein."

„So war's auch, (sprach Sancho) und hernach folgte, wenn ich nicht irre: „der Verwundete, und Schlaflose, und

Zerschlagene, küßt Eur Gnaden die Hand," und dann weiß ich nicht, was da stand von Gesundheit und Krankheit, die er ihr wünschte, und so ging's immer fort, bis sich's endigte: „Dein bis in den Tod, der Ritter von der traurigen Gestalt."

Die beyden hatten ihr Behagen an Sanchos trefflichem Gedächtniß; sie lobten ihn deswegen, und ließen ihn den Brief noch ein Parmahl hersagen, damit sie, (wie sie ihm sagten) ihn hernach aufsetzen könnten. Sancho wiederhohlte ihn noch dreymahl, und schwatzte dabey von neuem dreyhunderterley närrisches Zeug; worauf er ihnen hernach alle Angelegenheiten seines Herrn gleichfalls erzählte; doch schwieg er immer still von der Prelle, die er in der Schenke bekommen hatte, wo er durchaus nicht einkehren wollte. Er sagte ihnen ferner, daß sein Herr, so bald er ihm gute Nachricht von Fräulein Dulcinea brächte, sich gleich auf den Weg machen wollte, um Kaiser, oder wenigstens Monarch

zu werden, und daß das zwischen ihnen beyden so gut, als beschlossen sey, weil es ihm bey seiner persönlichen Tapferkeit, und bey der Stärke seines Arms, nur eine Kleinigkeit seyn werde. Wenn es nun so weit käme, so wollte ihn sein Herr verheirathen, (weil er gegen die Zeit ohne Zweifel schon Witwer seyn würde), und wollte ihm ein Kammerfräulein der Kaiserinn zur Frau geben, die ihm eine große Provinz auf dem festen Lande zum Brautschatz mitbrächte, ohne Inseln oder Eylande, die er nun nicht mehr haben möchte. Sancho erzählte das alles (indem er sich von Zeit zu Zeit die Nase schnäuzte) mit so vieler Einfalt und Unbefangenheit, daß die beyden Herren sich von neuem wunderten, wie weit es mit der Narrheit des Don Quixote müßte gekommen seyn, da er den armen Burschen mit um sein Bißchen Verstand gebracht hatte. Sie gaben sich nicht die Mühe, ihn von seinem Irrthum abzubringen, sondern hielten es für besser, da es keine Gewissenssache beträfe, ihn dabey zu lassen, und sich an seinen Thorheiten zu ergetzen. Sie ermahn-

ten ihn demnach, für die Gesundheit seines Herrn zu beten, weil es eine sehr mögliche und thunliche Sache wäre, daß er mit der Zeit Kaiser oder Monarch (wie er sagte), oder wenigstens Erzbischof oder so etwas würde.

„Meine Herren! (versetzte Sancho) Wenn es nun das Schicksal so wollte, daß es meinem Herrn einmahl einfiele, er wollte nicht Kaiser, sondern Erzbischof werden, so möcht' ich wohl gern wissen, was denn die abentheuernden Erzbischöfe ihren Knappen zu geben pflegen?"

„Sie pflegen ihnen (versetzte der Pfarrer) eine Pfründe, oder ein Vicariat, oder eine Oberküsterstelle zu geben, die ein gutes jährliches Gehalt einbringt, ohne die Opferpfenninge zu rechnen, die man noch wohl eben so hoch in Anschlag bringen kann."

„Dann müßte doch aber der Schildknapp ein unverheiratheter Mann seyn (sprach Sancho) und wenigstens den Messedienst verstehn;

wie wird's dann mit mir armen Schelm werden, da ich ein Weib habe, und keinen Buchstaben vom A B C verstehe? Wie würd' ich da wegkommen, wenn mein Herr Erzbischof werden wollte, und nicht Kaiser, wie's sonst der Brauch bey den irrenden Rittern ist?"

„Seyd unbesorgt, Freund Sancho (erwiederte der Barbier). Wir wollen euren Herrn bitten, und ihm rathen, daß er lieber Kaiser wird, als Erzbischof. Es wird ihm auch selbst leichter werden, da er doch mehr tapfer, als gelehrt ist."

„Das ist mir auch so vorgekommen (sprach Sancho), ob ich gleich gestehen muß, daß er sich in alles schicken kann. Aber ich weiß wohl, was ich thun will: Ich will unsern Herrn Gott bitten, daß er ihn in einen solchen Stand versetzt, wozu er am besten paßt, und wo er's am meisten in seiner Macht hat, mir Gutes zu thun."

„Ihr redet vernünftig, und wie ein guter Christ (sprach der Pfarrer). Laßt uns nur

jetzt am ersten bedacht seyn, wie wir euern Herrn von dem unnützen Bußwerk abbringen, wovon Ihr uns erzählt. Um uns darüber zu berathschlagen, und um unsere Mahlzeit nicht zu versäumen, thun wir am besten, in die Schenke hinein zu gehen."

Sancho bat, sie möchten nur hinein gehen; er wollte draussen warten, und ihnen hernach sagen, warum er nicht mit hinein gehen könnte, noch wollte. Sie möchten aber so gut seyn, ihm etwas Warmes zu essen heraus zu schicken, und Hafer für Rocinante.

Sie gingen hinein, und bald hernach brachte Meister Niklas ihm etwas zu essen. Nachdem sich der Pfarrer und der Barbier lange berathschlagt hatten, was für Mittel sie anwenden wollten, ihren Zweck zu erreichen, kam der Pfarrer auf einen Einfall, der den Grillen des Don Quixote, und ihrer Absicht sehr angemessen war. „Ich will mich (sprach er zu dem Barbier) wie eine aben-

theu-

theuernde Dame verkleiden; zieht Ihr Euch so gut Ihr könnt, wie mein Stallmeister an. Wir wollen zu Don Quixote hinziehen; ich will mich für eine bedrängte hülfbedürftige Dame ausgeben, und mir von ihm einen Ritterdienst ausbitten, den er mir als ein wehrhafter Ritter nicht versagen darf. Der Dienst soll darin bestehen, daß er mit mir zieht wohin ich verlange, um mir aus einem Drangsal zu helfen, das mir ein ungeschlachter Ritter angethan hat. Ich werde es zugleich mit zur Bedingung machen, daß ich meine Maske nicht eher abnehme, und ihm von meinen Umständen nichts weiter kund thue, bis er meine Schmach an dem ungestümen Ritter gerochen hat. Ich glaube gewiß, Don Quixote wird alles eingehen, was ich ihn auf solche Art bitte, und auf die Weise bringen wir ihn vielleicht aus der Wildniß an unsern Ort zurück, wo wir auf Mittel sinnen können, wie wir seinem seltsamen Wahnsinn abhelfen."

Capitel 27.

Wie der Pfarrer und der Barbier ihren Anschlag ausführten, nebst andern Dingen, die wohl werth sind, in dieser merkwürdigen Geschichte erzählt zu werden.

Dem Barbier behagte der Einfall des Pfarrers so gut, daß sie beyde beschlossen, ihn sogleich ins Werk zu richten. Sie baten die Wirthinn um ein Frauenzimmerkleid und Kopfzeug, und ließen ihr des Pfarrers neuen Chorrock dafür zum Pfande. Der Barbier machte sich einen langen Bart zurecht, aus einem grau und roth gescheckten Ochsenschwanze, den der Wirth statt Kammfutteral zu brauchen pflegte. Die Wirthinn fragte, wozu sie alle diese Sachen nöthig hätten? Der Pfarrer erzählte ihr in der Kürze die Narrheiten des Don Quixote, und daß sie die Verkleidung vornähmen, um ihn aus der Wildniß heraus zu locken, wo er sich aufhielte. Der Wirth und die Wirthinn vermutheten gleich, daß die Rede von ihrem Gaste mit dem Wunderbalsam, dem Herrn des geprellten Schildknappen wäre,

und sie erzählten dem Pfarrer alles, was ihnen mit ihm begegnet war, ohne dasjenige zu verschweigen, was Sancho so sorgfältig zu verbergen suchte. Die Wirthinn putzte den Pfarrer aufs beste heraus; zog ihm einen tuchenen Weiberrock an, mit handbreiten Brämen von geschornem schwarzen Plüsch, nebst einem Mieder von grünem Sammt mit Streifen von weissem Atlas, lauter Sachen, die noch von König Wamba's Zeiten herstammten. Das Kopfzeug wollte der Pfarrer nicht aufsetzen, sondern bedeckte sich mit einer feinen durchgenähten leinenen Mütze, die er für die Nacht bey sich trug, und band sie um die Schläfe fest mit einem schwarztafftenen Bande, und aus einem andern solchen Bande machte er sich eine Maske zurecht, um Gesicht und Bart damit zu bedecken. Ueber das alles setzte er seinen Hut auf, dessen Rand so breit war, daß er für einen Sonnenschirm dienen konnte. Hierauf nahm er seinen Reisemantel um und setzte sich nach Frauenzimmerweise quer auf sein Maulthier, und der Barbier bestieg das Seinige mit seinem Bart, der ihm bis an

Gürtel reichte, und halb grau, halb roth war, weil er einst einem scheckigen Ochsen gehört hatte. Sie nahmen von allen Abschied, und auch von der guten Maritornes, die ihnen versprach, einen Rosenkranz für sie abzubeten, (obwohl sie selbst eine arme Sünderinn wäre) damit ihnen der Himmel Glück zu einem so wichtigen und christlichen Vorhaben, als sie unternommen hätten, verleihen möchte.

Kaum hatten sie aber die Schenke verlassen, so fiel dem Pfarrer ein, daß es für ihn sehr unschicklich wäre, sich so zu verkleiden, weil es sich nicht für einen Geistlichen ziemte, in einem solchen Aufzuge zu erscheinen, so sehr ihm auch die Sache am Herzen läge. Er sagte es dem Barbier, und bat ihn, die Kleider mit ihm zu wechseln, weil es sich besser für ihn schickte, das bedrängte Frauenzimmer vorzustellen. Er selbst wollte ihn lieber als Stallmeister begleiten, um seiner priesterlichen Würde etwas weniger zu vergeben. Sonst weigerte er sich, auch nur einen Schritt weiter zu gehen, wenn auch Don Quixote

darüber zum Teufel führe. Sancho kam darüber zu, und konnte sich des Lachens nicht enthalten, wie er die beyden in einem solchen Aufzuge fand. Der Barbier ließ sich inzwischen alles gefallen, was der Pfarrer von ihm verlangte. Sie vertauschten demnach ihre Rollen, und der Pfarrer gab dem Barbier Anleitung, wie er sich verhalten, und was er dem Don Quixote sagen sollte, um ihn zu nöthigen, mit ihnen zu gehen und den Ort zu verlassen, den er sich zu seiner unnützen Buße erwählt hatte. Der Barbier gab ihm die Versicherung, daß er auch ohne Unterricht sich dabey würde zu nehmen wissen. Er wollte sich jedoch nicht eher verkleiden, bis er an den Ort käme, wo sich Don Quixote befände. Er wickelte deswegen seine Kleider zusammen, und der Pfarrer machte unterdessen seinen Bart für sich zurecht; worauf sie ihren Weg fortsetzten, und sich von Sancho führen ließen. Dieser erzählte ihnen unterweges, was seinem Herrn und ihm mit dem Wahnsinnigen im Gebirge begegnet wäre; wobey er aber nichts von dem Funde des Mantelsäckchens und seines Inhalts

erwähnte, denn bey aller seiner Einfalt war der Bursche doch immer ziemlich habsüchtig.

Am folgenden Tage kamen sie bis an die Stelle, wo Sancho seine Zweige gestreuet hatte, bey welchen er den Ort wiederfinden wollte, wo er von seinem Herrn geschieden war. Wie er die Stelle erkannte, sagte er seinen Gefährten, dieß sey der Eingang in die Wildniß, und sie möchten sich jetzt nur ankleiden, wenn sie dadurch etwas zur Erlösung seines Herrn beytragen könnten; denn sie hatten ihm vorher gesagt, daß ihre Verkleidung von der äussersten Wichtigkeit wäre, um seinen Herrn von der elenden Lebensart loszureissen, die er sich erwählt hatte, und sie hatten ihm aufs strengste empfohlen, sich gegen ihn ja nicht merken zu lassen, wer sie wären, oder daß sie ihm nur bekannt wären, und wenn er ihn (wie sich unfehlbar vermuthen ließe) fragen sollte, ob er den Brief an Dulcinea bestellt hätte, so sollte er's bejahen, und vorgeben, weil Dulcinea nicht lesen könne, habe sie ihm mündlich geantwortet,

und ließe ihm sagen, er sollte bey Verlust ihrer Gnade und Gewogenheit unverzüglich zu ihr kommen, weil ihr äusserst daran gelegen wäre. Mit dieser Botschaft und mit demjenigen, was sie selbst ihm sagen würden, wären sie ganz gewiß versichert, daß sie ihn zu einer vernünftigen Lebensart bewegen und es dahin bringen würden, daß er sich sogleich auf den Weg machte, um Kaiser oder König zu werden; (denn mit dem Erzbischof hätt' es ohnehin keine Noth.)

Sancho hörte aufmerksam zu, und schrieb sich alles hinters Ohr, und dankte ihnen sehr für ihre gute Absicht, seinem Herrn zu rathen, daß er ein Kaiser und kein Erzbischof würde; denn er meynte, ein abentheuernder Kaiser könnte doch mehr an seinem Knappen thun, als ein abentheuernder Erzbischof. Er meynte auch, es wäre besser, wenn man ihn vorangehen ließe, um den Ritter aufzusuchen und ihm Nachricht von seiner Dame zu bringen, weil dieß vielleicht schon allein hinreichend seyn würde, ihn aus dieser Ein-

öde wegzubringen, ohne daß die andern Herren sich erst so viele Mühe gäben. Diesen gefiel der Vorschlag des Sancho, und sie entschlossen sich, auf ihn zu warten, bis er ihnen Nachricht brächte, daß er seinen Herrn gefunden hätte. Sancho ritt hinein in die Klüfte des Gebirges, und ließ die beyden zurück in einem Thale, welches von einem rieselnden Bache gewässert, und von Bäumen und Felswänden mit kühlen Schatten erfrischt ward. Die Hitze war so groß, wie man sie an einem Tage im Erntemond, um drey Uhr nach Mittag, in einer solchen Gegend erwarten konnte; weswegen ihnen dieses Plätzchen um desto angenehmer und einladender schien, um die Wiederkehr des Sancho abzuwarten, welches sie auch thaten.

Wie sie beyde ruhig im Schatten lagen, hörten sie von fern eine Stimme, die, ohne von einem Instrument begleitet zu werden, sehr angenehm klang, worüber sie sich nicht wenig wunderten, weil sie nicht begriffen, woher ein so angenehmer Gesang in diese rauhen

Gegenden käme. Denn wenn man sagt, daß Feld und Wald oft von lieblichen Stimmen der Schäfer erschallen, so leben doch diese mehr in den Schriften der Dichter, als in der wirklichen Welt. Noch mehr erstaunten sie, wie sie bemerkten, daß es kein bäurisches Lied war, sondern Verse von einer Person, welche der feinen Welt zugehörte; denn sie hörten folgendes Lied, welches diese Wahrheit bestätigte:

Wer raubt mir meine Ruh und Glück?
mein Geschick.
Was ist's, das mich zu quälen sucht?
die Eifersucht.
Was füllt mein Herz mit Gram und Leid?
Abwesenheit.
Drum hab' ich keinen Trost im Schmerz;
denn alles bringt mir Leid,
und foltert und zerreißt mein Herz;
mein Schicksal, Argwohn und Abwesenheit.

Was macht meine Stunden so trübe?
die Liebe.
Was hält meine Freude zurück?
das Glück.
Wer sieht nur meinen Kummer gern?
mein Unstern.

Dann, Hoffnung, bist Du hin für mich
und alles Heil ist fern;
denn wider mich verbinden sich
die Liebe, das Glück und der Unstern.

Was reißt mich denn aus meiner Noth?
nur der Tod.
Und wem gewährt die Liebe Gewinn?
dem Leichtsinn.
Und wo ist Trost für ihre Qual?
im Narr'nspital.
Dann sind für meine Leidenschaft
verlohren alle Mittel,
weil nichts mir Hülf' und Rettung schafft,
als Leichtsinn, Tod und Spittel.

Die Stunde des Tages, die Einsamkeit, die Stimme des Sängers, und die Anmuth seines Liedes, alles verursachte den beyden Zuhörern theils Verwunderung, theils Vergnügen. Sie hielten sich ganz still, und warteten ob noch mehr folgen würde; wie aber die Stimme sich eine Zeit lang nicht wieder hören ließ, wollten sie eben hervorgehen, und den lieblichen Sänger aufsuchen, als sie von neuem durch dieselbe Stimme von ihrem Vorsatz abgehalten wurden, indem sie das folgende Sonnett hörten.

Auf Engelsflügeln bist Du uns entflogen,
o heil'ge Freundschaft! zu der Geisterwelt.
Dein Schatten, den man für Dein Wesen hält,
hat Umgang nur seitdem mit uns gepflogen.

Ein Schemen, das sich oft zu uns gesellt,
hat dein Gewand betrieglich angezogen;
heißt Falschheit; war den Menschen nie gewogen
und liebt nur sich allein in dieser Welt.

O! kehre wieder, Freundschaft, oder wehre
der Feindinn, die den Schleyer Dir entwandt',
damit sie nicht das Erdenrund verheere;

Denn nimmst Du ihr nicht eilig dein Gewand,
daß sie die Unschuld nicht damit bethöre,
so steckt sie noch die halbe Welt in Brand.

Auf den Gesang folgte ein tiefer Seufzer, und sie horchten nun wieder beyde mit großer Aufmerksamkeit, ob der Sänger noch weiter fortfahren würde. Wie sie aber hörten, daß der Gesang sich in Schluchzen und Klagen verwandelte, wurden sie neugierig zu wissen, wer der Traurende wäre, dessen Stimme so angenehm war, als seine Seufzer herzbrechend. Sie waren noch nicht weit gegangen, als sie um die Ecke eines Felsens herum kamen, und

einen Menschen von eben solchem Ansehen und Gestalt erblickten, wie Sancho ihnen den Cardenio in seiner Erzählung beschrieben hatte. Wie dieser Mensch sie gewahr ward, blieb er ohne Anschein von Ueberraschung stehen, mit niedergesenktem Haupte, wie einer der in tiefem Nachdenken begriffen war, ohne sie weiter anzusehen, als in dem ersten Augenblick, da sie ihm unerwartet zu Gesichte kamen. Der Pfarrer, der ein beredter Mann war, und ihn schon aus der Beschreibung seiner Person und seiner Unglücksfälle kannte, ging auf ihn zu, und suchte ihn mit wenigen, aber kraftvollen Worten zu überreden, seine kümmerliche Lebensart zu verlassen, weil er sich damit ins Grab stürzen, und auf diese Weise Uebel ärger machen würde. Cardenio war eben damahls bey völligem Verstande, und hatte keinen von den Anfällen von Wuth, die ihn so oft seiner Sinne beraubten. Wie er nun diese beyden in solchen Kleidern erblickte, die für jene einsamen Gegenden etwas Ungewöhnliches waren, konnte er sich nicht ganz der Verwunderung erwehren; zumahl da sie seiner Angelegenhei-

ten, als einer ihnen schon bekannten Sache erwähnten, wie er aus der Anrede des Pfarrers schloß.

„Ich sehe, meine Herren, (gab er zur Antwort) Ihr mögt seyn wer Ihr wollt, so schickt mir der Himmel, der sich der Guten, und auch oft der Bösen erbarmt, in diesen öden und von allem menschlichen Umgange entfernten Gegenden, ohne mein Verdienst, ein Par Männer, die mir mit lebendigen und einleuchtenden Gründen beweisen, wie unvernünftig ich bisher handelte, meine jetzige Lebensart zu führen; damit ich auf bessere Wege gebracht werde. Weil Ihr aber nicht wisset, (wie ich es weiß) daß ich diesem Unglück nur entgehen kann, um mich in ein noch größeres zu stürzen, so müßt Ihr mich gewiß für blödsinnig, wo nicht für ganz verrückt halten, welches noch schlimmer wäre. Und doch wär' es kein Wunder, wenn es sich wirklich so mit mir verhielte. Denn es kommt mir vor, daß die heftige Empfindung meines Unglücks bey mir so weit geht, daß ich oft, ohne mir helfen zu können, wie versteinert werde, und alles richtige Gefühl

und Besinnungskraft verliere. Dieß schließe ich daraus, daß mir andere bisweilen erzählen, und mir's mit Thatsachen beweisen, was ich in meinen schrecklichen Anwandlungen für Dinge begangen habe. Ich kann nichts dabey thun, als mich vergeblich beklagen, mein Schicksal verwünschen, und meine Thorheiten damit entschuldigen, daß ich einem Jeden, der mich anhören will, die Ursache derselben erzähle. Denn vernünftige Leute, welche die Ursache hören, werden sich über die Wirkung nicht wundern, und wenn sie mir nicht helfen können, werden sie mich wenigstens nicht verdammen, und ihr Verdruß über meine Ungezogenheiten muß sich in Mitleiden mit meinem Elende verwandeln. Wenn Ihr, meine Herren, in eben solcher Absicht zu mir kommt, wie Andere, so bitt' ich Euch, eh' Ihr mit euren wohlgemeynten Ueberredungen fortfahret, vorher die Geschichte meiner zahllosen Leiden anzuhören. Vielleicht erspart Ihr Euch alsdann die Mühe, mich in meinem Unglück trösten zu wollen, welches durch keinen Trost gelindert werden kann."

Der Pfarrer und sein Gefährte, welchen nichts angelegener war, als die Ursachen seines Unglücks aus seinem eigenen Munde zu hören, baten ihn, er möchte sie ihnen erzählen, und versicherten ihm, daß sie gern seinen eigenen Wünschen in allem nachgeben wollten, was sie zu seinem Trost und zu seiner Hülfe thun könnten. Der Unglückliche erzählte ihnen darauf seine Geschichte, fast mit denselben Worten, und in derselben Ordnung, wie er sie Don Quixoten und dem Ziegenhirten vor wenigen Tagen erzählt hatte, wie der Ritter von der traurigen Gestalt, bey Gelegenheit des Meisters Elisabat, aus Eifer für die Beobachtung der Rittergesetze, den Gang der Erzählung unterbrach (wie unsere Geschichte erwähnt hat.) Jetzt aber wollt' es das bessere Schicksal, daß der Anfall von Wahnsinn ausblieb, und dem Cardenio Zeit ließ, seine Geschichte bis zu Ende zu erzählen. Wie er demnach des Zettels gedachte, welchen Don Fernando in der Geschichte des Amadis von Gallien gefunden hatte, sagte er, er hätte ihn noch völlig im Gedächtniß,

und wiederhohlte ihn folgendermaßen: „Jeder „Tag läßt mich neue Tugenden an Dir ent„decken, die mich nöthigen, Dich immer mehr „und mehr zu schätzen. Willst Du mich dem„nach in den Stand setzen, Dir meine „Schuld abzutragen, ohne mit meiner Ehre „dafür zu bezahlen, so steht das Mittel dazu „in deiner Hand. Ich habe einen Vater, „der Dich kennt, und der mich liebt. Er „wird, ohne meinem Willen Gewalt zu „thun, die Wünsche erfüllen, welche Du „hegen mußt, wenn es wahr ist, daß Du „mich so sehr liebest, wie Du sagst, und „wie ich glaube."

„Dieser Zettel von Lucinden (fuhr Cardenio fort) bewog mich, um sie anzuhalten, wie ich Euch bereits erzählt habe. Um eben dieses Zettels willen erklärte sie Don Fernando für eins von den vernünftigsten und aufgeklärtesten Frauenzimmern in der Welt, und aus eben diesem Grunde entstand bey ihm die Begierde, mich lieber unglücklich zu machen, als mich das Ziel meiner Wünsche erreichen zu lassen. Ich hatte ihm gesagt,

daß Lucindens Vater es zur Bedingung gemacht hätte, daß mein Vater für mich um sie anhalten sollte, und daß ich nicht das Herz hätte, ihn darum zu bitten; weil ich eine abschlägige Antwort befürchtete, indem mein Vater zwar gegen den Stand, die Tugenden, die Vollkommenheiten, und die Schönheit Lucindens nichts einwenden könnte, durch welche sich eine jede Familie in Spanien geehrt finden würde; allein ich wäre überzeugt, er wünschte, daß ich mich nicht eher verheirathen möchte, bis er sähe, was für Absichten der Herzog mit mir hätte. Kurz, ich sagte ihm, daß ich es nicht wagte, mit meinem Vater zu reden, aus der angeführten Ursache und aus hundert andern, von welchen ich mir selbst nicht eigentlich Rechenschaft zu geben wüßte, ausser daß ich fürchtete, meine Wünsche nie erfüllt zu sehen. Don Fernando übernahm es, mit meinem Vater zu sprechen, und ihn zu bewegen, mit Lucindens Vater zu reden. O übermüthiger Marius! grausamer Catilina! lasterhafter Sylla! betriegerischer Galalon! verrätheri-

scher Vellido! blutdürstiger Julian! gieriger Judas! Du Verräther, Grausamer, Rachsüchtiger, Betrieger! was that Dir der Unglückliche, der Dir mit so vieler Aufrichtigkeit das Geheimniß und die Wonne seines Herzens offenbarte? Womit hat er Dich beleidigt? Was für Worte hat er Dir gesagt, was für Rathschläge Dir gegeben, die nicht alle Dir zur Ehre und zum Nutzen gereichten? Doch was beklage ich mich, ich Unglücklicher! als wär' es nicht ausgemacht, daß Unglücksfälle, welche das Schicksal über uns verhängt hat, unaufhaltsam, wie ein Bergstrom, über uns herabstürzen, ohne daß irgend eine Gewalt auf Erden, oder menschliche Rathschläge sie verhindern könnten? Wer hätt' es gedacht, daß Don Fernando, ein Cavalier von eben so hoher Geburt, als von großen Gaben, den ich durch Dienste verpflichtet hatte, dem es nicht fehlen konnte, Gegenliebe zu finden, wo er nur wünschte, daß dieser (sag' ich) so niederträchtig handeln sollte, mir mein einziges Schäfchen, noch vor dem Besitze zu rauben? Aber weg mit solchen Betrachtungen, die jetzt

nichts mehr helfen können! um den Faden meiner unglücklichen Geschichte wieder anzuknüpfen: Don Fernando, den meine Gegenwart verhinderte, seine treulosen und boshaften Anschläge auszuführen, fand für gut, mich unter dem Vorwande zu entfernen, daß er mich an seinen älteren Bruder abschickte, um Geld zur Bezahlung für sechs Pferde zu hohlen, die er bloß deswegen gekauft hatte, damit er während meiner Abwesenheit seine verdammten Absichten erreichen könnte. Er kaufte sie an demselben Tage, an welchem er mir versprochen hatte, mit meinem Vater zu reden, und trug mir auf, das Geld zu hohlen. War es möglich, daß ich mich vor diesem Fallstricke hüten; war's möglich daß ich ihn nur argwohnen konnte? Gewiß nicht; ich war vielmehr den Augenblick bereit, abzureisen, vergnügt über den guten Kauf, den er gethan hatte. Denselbigen Abend sprach ich noch mit Lucinden, welcher ich sagte, was ich mit Don Fernando verabredet hätte, und sie bat, sich einer glücklichen Erfüllung unserer guten und gegründeten Hoffnungen versichert zu halten. Sie argwohnte eben so

wenig, als ich, von der Verrätherey des Don Fernando, und bat mich, so bald als möglich wieder zu kommen, weil sie nicht zweifelte, daß es nur eines Worts von meinem Vater zu dem ihrigen bedürfte, um unsere Wünsche erfüllt zu sehen. Ich weiß nicht wie es zuging, daß ihr bey diesen Worten die Thränen in die Augen traten, und die Stimme verging, so daß sie kein Wort mehr vorbringen konnte, obwohl es schien, daß sie mir noch vieles zu sagen hätte. Ich wunderte mich über diesen Vorfall, der mir vorher noch nie mit ihr begegnet war; denn so oft, als das gute Glück und meine Veranstaltungen es möglich machten, sprachen wir uns sonst immer mit Heiterkeit und Vergnügen, ohne Thränen, Seufzer, Eifersucht, oder Unruhe. Ausbrüche meiner Freude über mein Glück, daß der Himmel sie mir zur Geliebten geschenkt hatte, Lobeserhebungen ihrer Schönheit, und Bewunderung ihrer Tugenden und ihres Verstandes waren an meiner Seite, und liebreiche Bemerkungen über alles, was sie an mir lobenswürdiges fand, waren an der Ihrigen der beständige Stoff unserer

Unterhaltung. Dabey erzählten wir uns tausend Kleinigkeiten und Begebenheiten unserer Nachbaren und Bekannten, und wenn ich mir ja einmahl etwas mehr herausnahm, so drückte ich halb mit Gewalt einen Kuß auf eine ihrer liebenswürdigen Hände, so gut es mir ein enges Gitter, das uns trennte, verstatten wollte. Allein an diesem Abend schied Lucinde unter Thränen und Seufzern von mir, und ließ mich ganz verwirrt und erstaunt, über die ungewöhnlichen und schmerzlichen Beweise, die sie mir von ihrer Traurigkeit gab. Um jedoch meine Hoffnung nicht sinken zu lassen, schrieb ich alles der Macht der Liebe zu, die sie für mich hegte, und dem Schmerz, welchen die Abwesenheit derer, die wir lieben, uns zu verursachen pflegt. Mit Kummer und Betrübniß trat ich meine Reise an, voll von Unruhe und traurigen Bildern, ob ich gleich selbst nicht wußte, worüber ich unruhig war, und was für Schreckbilder ich mir dachte; doch lag in diesem allen offenbar eine Ahnung des Unglücks, das mir bevorstand. Ich kam an den Ort meiner Sendung, übergab die Briefe dem

Bruder des Don Fernando, und ward von ihm gut empfangen, aber nicht so gut abgefertigt; denn er befahl mir, (sehr wider meinen Wunsch) acht Tage zu verziehen, und zwar an einem Orte, wo mich der Herzog sein Vater nicht zu Gesicht bekäme, weil ihm sein Bruder aufgetragen hätte, ihm das Geld ohne Wissen seines Vaters zu schicken. Das alles geschah auf Anstiften des treulosen Don Fernando; denn seinem Bruder konnte es nicht an Geld fehlen, mich gleich wieder abzufertigen. Ich konnte mich kaum enthalten, seinem Befehl entgegen zu handeln, weil mir's unmöglich schien, meine Abwesenheit von Lucinden, die ich so traurig hinterlassen hatte, so viele Tage zu ertragen. Doch gehorchte ich als ein treuer Diener, wiewohl ich fühlte, daß es auf Kosten meiner Ruhe geschähe. Allein am vierten Tage nach meiner Ankunft suchte mich ein Mann auf, und übergab mir einen Brief, dessen Aufschrift ich sogleich für Lucindens Hand erkannte. Ich erbrach ihn mit Furcht und Schrecken, weil ich gleich besorgte, eine Sache von der äußersten Wichtig-

keit müßte sie bewogen haben, mir in dieser Entfernung zu schreiben, welches sie selbst dann nur selten zu thun pflegte, wenn wir uns an einem und demselben Orte befanden. Ehe ich den Brief las, fragte ich den Ueberbringer, von wem er ihn empfangen hätte, und wie lange er unterweges gewesen wäre? Er antwortete mir, er wäre von ungefähr um Mittagszeit durch eine Straße in meiner Vaterstadt gegangen; eine sehr schöne Dame hätte ihn mit verweinten Augen aus einem Fenster angerufen, und ihm mit eilfertigen Worten gesagt: „Wenn Ihr ein christliches Herz habt, „mein Freund, so bringt diesen Brief mit „möglichster Geschwindigkeit an den Ort, und „an die Person, an die er überschrieben ist. „Beyde sind bekannt genug, und der Himmel „wird Euch den Dienst lohnen. Damit es „Euch nicht an Reisegeld fehle, so nehmt das, „was in dieses Tuch gebunden ist." „Sie warf mir, sprach er, mit diesen Worten ein Tuch zu, in welches hundert Realen gebunden waren, und dieser goldene Ring, nebst dem Briefe den ich Euch brachte. Ohne meine

Antwort abzuwarten, entfernte sie sich vom Fenster, so bald sie gesehen hatte, daß ich den Brief aufhob, und ihr durch Zeichen zu verstehen gab, daß ich ihren Befehl ausführen würde. Da sie mich für die Mühe, Euch den Brief zu überbringen, so gut bezahlte, und da ich an der Aufschrift sahe, daß er an Euch gerichtet war, den ich sehr gut kannte, und die Thränen der schönen Dame mich ohnehin sehr bewegten, so wollte ich die Ueberbringung keiner andern Person anvertrauen, sondern Euch den Brief selbst überliefern. Vor sechszehn Stunden empfing ich ihn, und in dieser Zeit hab' ich den Weg von achtzehn Meilen zurückgelegt." Indem der dienstfertige Briefträger mir dieß sagte, hing meine Sele an seinen Lippen, und ich zitterte so, daß ich kaum aufrecht stehen konnte. Ich erbrach den Brief, und las Folgendes:

„Don Fernando hat das Versprechen, „welches er Dir gegeben, mit deinem Vater und „mit dem meinigen zu reden, erfüllt; aber nicht „zu deinem Besten, sondern zu seinem eige-

„nen Vortheil. Du mußt wissen, daß er
„selbst mich zur Braut begehrt hat, und daß
„mein Vater, verblendet von den Vorzügen,
„welche seiner Meynung nach Don Fer-
„nando vor Dir besitzt, seinem Begeh-
„ren mit solcher Bereitwilligkeit nachgegeben
„hat, daß die Vermählung in zwey Tagen
„vor sich gehen soll, und zwar so still und
„heimlich, daß nur der Himmel und einige
„unserer Hausgenossen Zeugen dabey seyn
„sollen. In welcher Lage ich mich befinde,
„kannst Du Dir vorstellen. Ist es Dir mög-
„lich, so komm. Der Ausgang dieser Sache
„wird Dir zeigen, ob ich Dich liebe, oder
„nicht. Gott gebe, daß Dir dieser Brief richtig
„zu Händen komme, ehe man mich zwingt,
„meine Hand demjenigen zu geben, der so
„wenig auf Treue und Glauben hält."

„Dieß war mit wenigen Worten der Inhalt des Briefes, welcher mich bewog, mich den Augenblick auf den Weg zu machen, ohne weiter auf Abfertigung, oder auf Geld zu warten; denn ich ward nun zu sehr gewahr,

daß nicht der Pferdekauf, sondern die Erlangung seines Endzwecks, Don Fernando bewogen hatte, mich an seinen Bruder abzuschicken. Mein Zorn gegen ihn, und die Furcht, einen Schatz zu verlieren, den ich durch so viele Jahre treuer Dienste und Zärtlichkeit mir erworben hatte, liehen mir Flügel, so daß ich am folgenden Tage in meiner Stadt gerade zu der Stunde ankam, da ich hingehen konnte, Lucinden zu sprechen. Ich verfügte mich heimlich in die Stadt, und ließ mein Maulthier bey dem guten Manne, der mir den Brief gebracht hatte. Mein gutes Glück ließ mich Lucinden schon an dem Gitter finden, welches oft Zeuge unserer Liebe gewesen war. Sie erkannte mich gleich, und ich sie; aber nicht so, wie sie mich, und wie ich sie hätte kennen sollen! Doch welcher Mensch in der Welt kann sich rühmen, daß er in die Irrgänge der Gedanken eines Weibes, und der Unbeständigkeit ihrer Gesinnungen, ganz eingedrungen sey? Gewiß niemand. Wie Lucinde mich ansichtig ward, sagte sie zu mir: „Cardenio! „Du siehst mich im hochzeitlichen Kleide.

„Schon erwartet mich im Brautgemache der „Verräther Don Fernando, und mein „ehrgeiziger Vater, nebst einigen Zeugen, die „aber eher Zeugen meines Todes, als Zeugen „meiner Vermählung werden sollen. Beun„ruhige Dich nicht, mein Freund, sondern be„mühe Dich nur, bey diesem Opfer gegen„wärtig zu seyn. Wenn meine Vorstellungen „fruchtlos sind, so soll ein Dolch, den ich „unter meinen Kleidern verborgen habe, dem „härtesten Zwange Widerstand leisten, indem „er meinem Leben ein Ende macht, und Dir „einen Beweis giebt, wie ich gegen Dich gesinnt „war und noch bin.“ Bestürzt und eilig (weil ich fürchtete, man möchte ihr nicht Zeit lassen, mich anzuhören,) gab ich ihr zur Antwort: „Möge deine Handlung deine Worte be„stätigen, Geliebte! Denn wenn Du einen „Dolch bey Dir hast, um deine rühmlichen „Gesinnungen zu bewähren, so habe ich ein „Schwert, um Dich zu vertheidigen, oder „mir selbst das Leben zu nehmen, wenn uns „das Schicksal zuwider seyn sollte.“ Ich glaube kaum, daß sie meine Worte bis zu

Ende hören konnte; denn sie ward eilig abgerufen, weil die Trauung bereits vor sich gehen sollte. Jetzt brach die Nacht meines Kummers an; die Sonne meiner Glückseligkeit ging unter, und ich verlohr so sehr alle Besinnung, daß ich nicht nur vergaß, in das Haus zu gehen, sondern mich auch nicht von der Stelle bewegen konnte. Wie ich mich endlich besann, daß meine Gegenwart vielleicht nothwendig wäre, ermannte ich mich so gut ich konnte, und ging in Lucindens Haus. Da ich alle Ein- und Ausgänge kannte, und da Jedermann im Hause mit geheimen Zurüstungen beschäftigt war, so bemerkte mich Niemand. Ich versteckte mich ungesehen hinter den Vorhängen eines Bogenfensters in dem Brautgemache selbst, wo ich ohne bemerkt zu werden alles sehen konnte, was im Zimmer vorging. Ich kann Euch nicht beschreiben, wie mir das Herz schlug, indem ich daselbst versteckt war; mit welchen Gedanken, mit welcher Unruhe ich zu kämpfen hatte: Ich kann und mag Euch nicht alles schildern. Genug, der Bräutigam trat in den Saal, ohne Schmuck und in seiner gewöhnli-

chen Kleidung. Ein leiblicher Vetter Lucindens war sein Führer, und ausser den Bedienten war niemand im Saal gegenwärtig. Eine kleine Weile nachher kam Lucinde aus einer Nebenkammer, in Begleitung ihrer Mutter und zwey ihrer Kammerjungfern. Der Reichthum ihres Schmucks war ihrem Stande und ihrer Schönheit angemessen, und so wie es sich für diejenige schickte, die man ein wahres Muster des Adels und der Anmuth nennen konnte. Meine Ungeduld und meine Verwirrung ließen mir nicht zu, ihre Kleidung genau zu beobachten; ich bemerkte nur die Farben ihrer Kleider, welche blaßroth und weiß waren, und den Glanz der unzähligen Edelsteine, welche ihren Kopfputz und ihre ganze Kleidung bedeckten. Doch weit herrlicher glänzten die goldenen Locken ihres reichen Haupthaars, mit welchem Ihr ganzer Schmuck, und der Schein der Fackeln die das Brautgemach erleuchteten, umsonst wetteiferten. O Erinnerung! Du tödtliche Feindinn meiner Ruhe! Warum mußt Du mir noch jetzt meine angebetete Widersacherinn im vollen Glanze ihrer unvergleich-

lichen Reize darstellen! Wär' es nicht besser, Du zeigtest mir nur dasjenige, was sie damahls that, damit ich wegen der unerhörten Beleidigung, die mir widerfuhr, zwar keine Rache, aber doch wenigstens mir selbst das Leben nähme? Werdet nicht ungehalten, meine Herren, über die öfteren Abweichungen, in die ich gerathe. Mein Schmerz ist nicht von solcher Art, daß ich ihn mit wenigen zusammenhängenden Worten schildern könnte, oder dürfte. Jeder Umstand erfordert, nach meinem Gefühl, eine weitläuftige Beschreibung."

Der Pfarrer erwiederte, seine Erzählung wäre so wenig langweilig, daß ihnen vielmehr die geringfügigsten Umstände wichtig wären, weil sie nicht weniger Aufmerksamkeit verdienten, als der Hauptgegenstand seiner Geschichte.

„Gut; (sprach Cardenio) wie die ganze Gesellschaft im Saal versammelt war, am der Pfarrer des Kirchspiels herein, und nahm ihrer beyder Hände, um dasjenige zu

verrichten, was bey der gegenwärtigen Handlung seines Amts war. Wie er bis an die Frage kam: „Fräulein Lucinde, begehrt Ihr „gegenwärtigen Don Fernando zu eurem „rechtmäßigen Gemahl, nach der Ordnung „unserer heiligen Kirche?“ da streckt' ich Kopf und Hals zwischen den Vorhängen heraus, und horchte mit aufmerksamen Ohren und mit gespannter Begierde, was Lucinde antworten würde; weil ich entweder mein Todesurtheil, oder neues Leben, von ihren Lippen zu gewärtigen hatte. O hätt' ich doch damahls Entschlossenheit genug gehabt, hervor zu springen, und mit lauter Stimme zu rufen: „Lu„cinde, Lucinde! Sieh Dich vor, was „Du thust; bedenke, was Du mir schuldig „bist; erinnere Dich, daß Du mir gehörst, „und keinem andern gehören kannst. Vergiß „nicht, daß der Augenblick, da Du Ja sagst, „meinem Leben ein Ende macht. Ha! „verrätherischer Don Fernando, Du Räu„ber meiner Glückseligkeit und Mörder meiner „Ruhe! Was willst Du? Was forderst Du? „Bedenke, daß Du das Ziel deiner Wünsche

„nicht mit gutem Gewissen erreichen kannst,
„daß Lucinde meine Braut ist, und daß ich
„ihr Gemahl bin." O ich Thor! Jetzt, da ich abwesend bin, und die entscheidende Stunde vorbey ist, jetzt schwatz' ich von dem, was ich hätte thun sollen, und nicht gethan habe. Jetzt, nachdem ich mir den theuersten Schatz entwenden ließ, verfluch' ich den Räuber, an welchem ich mich hätte rächen können, wenn ich dazu soviel Herz gehabt hätte, als ich jetzt habe, mich zu beklagen. Bin ich in jenem entscheidenden Augenblick thöricht und feige gewesen, so ist's kein Wunder, wenn mich jetzt Unmuth, Reue und Wahnsinn ums Leben bringen. Lucinde ließ den Pfarrer eine geraume Zeit auf ihre Antwort warten, und wie ich endlich dachte, sie würde entweder den Dolch zücken, um ihren Muth zu beweisen, oder ihre Zunge gebrauchen, um etwas Ueberzeugendes zu meinem Besten vorzubringen, hörte ich sie mit schwacher, ohnmächtiger Stimme, Ja sagen. Eben dieses that Don Fernando, und überreichte ihr den Ring, der sie beyde unauflöslich mit ein-

ander verknüpfte. Der Bräutigam näherte sich der Braut, um sie zu umarmen; allein sie legte die Hand auf ihr Herz, und sank ihrer Mutter ohnmächtig in die Arme. Wie soll ich Euch das beschreiben, was in dem Augenblick in mir vorging, da das unglückliche Ja, das ich gehört hatte, auf einmahl allen meinen Hoffnungen ein Ende machte, die Worte und Versprechungen Lucindens für falsch erklärte, und mich auf immer in die Unmöglichkeit versetzte, ein Gut wieder zu erlangen, welches ich in diesem Augenblicke verlohr. Ich kam von Sinnen, weil ich glaubte, der Himmel selbst hätte mich verlassen, und die ganze Welt hätte sich gegen mich verschworen; die Luft versagte mir ihren Hauch zu meinen Seufzern, und das Wasser seine Tropfen zu meinen bittern Thränen, und nur das Feuer loderte höher auf in meiner Brust, in Flammen von Wuth und Eifersucht. Lucindens Ohnmacht erschreckte und beschäftigte Jedermann. Wie ihre Mutter ihr den Brustlatz öffnete, um ihr Luft zu machen, fand sie in ihrem Busen ein versiegeltes Papier, dessen

sich Don Fernando augenblicklich bemächtigte, und es bey dem Licht einer Fackel durchlas, worauf er sich in einen Lehnstuhl warf, und den Kopf tiefsinnig auf eine Hand stützte, ohne behülflich zu seyn, Lucinden aus ihrer Ohnmacht zu erwecken. Wie ich das ganze Haus in Bewegung sah, wagte ich's hinaus zu gehen, ich möchte gesehen werden oder nicht; denn ich war entschlossen, wenn man mich gewahr würde, ein solches Unwesen zu treiben, daß die ganze Welt meinen gerechten Zorn, an der Strafe des falschen Don Fernando und der in Ohnmacht liegenden Treulosen, erkennen sollte. Allein mein Schicksal, welches mich gewiß noch zu größern Uebeln (wenn es grössere giebt) aufbewahrte, ließ mir damahls noch den Verstand, welchen ich seitdem verlohren habe. Anstatt mich an meinen ärgsten Feinden zu rächen, (welches ich leicht hätte thun können, indem kein Mensch meine Gegenwart vermuthete) beschloß ich, meine Rache an mir selbst auszuüben, und mir die Qualen aufzulegen, welche sie verdient hatten, ja noch weit größere als ich ihnen ange-

than hätte, wenn ich ihnen auf der Stelle das Leben raubte; denn ein schneller Tod macht aller Qual ein Ende, da hingegen ein martervolles Leben ein endeloser Tod ist. Genug, ich eilte aus dem Hause, ging dahin, wo ich mein Maulthier hatte stehen lassen, ließ es satteln, und ritt ohne von Jemand Abschied zu nehmen aus der Stadt; ja wie ein zweyter Loth, wagte ich's nicht einmahl, mich nach ihr umzusehen. Wie ich mich auf freyem Felde allein befand, wie mich die Nacht in Finsterniß verhüllte, und ihre Stille mich einlud, zu klagen, ohne Besorgniß, gehört oder erkannt zu werden; da erhob ich die Stimme, und ließ meiner Zunge freyen Lauf, Lucinden und Don Fernando zu verwünschen, als ob ich damit genugsame Rache nähme für das Unrecht, das sie mir gethan hatten. Ich nannte Lucinden falsch, treulos, grausam, unerkenntlich, und vor allen Dingen geizig; weil sie sich durch die Reichthümer meines Feindes hatte verblenden lassen, mir ihr Herz zu entziehen, und es demjenigen zu schenken, gegen welchen das Glück freygebiger mit seinen

Gütern gewesen war. Aber mitten in diesem Strom von Vorwürfen und Verwünschungen entschuldigte ich sie wieder. Wie leicht (sagte ich) läßt sich ein Mädchen, welches in der Einsamkeit von ihren Aeltern erzogen, und beständig an Gehorsam gewohnt war, bewegen, ihrem Willen Folge zu leisten, und ihre Hand einem eben so reichen, als vornehmen Cavalier zu geben, den sie nicht ausschlagen konnte, ohne sich verdächtig zu machen, daß sie entweder einfältig, oder sonst in einen andern verliebt wäre, welches das eine, wie das andere, ihr keine Ehre machen würde. Dann bedacht' ich wieder, daß, wenn sie ihre Liebe zu mir gestanden hätte, ihre Wahl von ihren Aeltern nicht hätte können getadelt werden, da sie selbst, ehe Don Fernando sich um ihre Tochter bewarb, ihr keinen bessern Gemahl, als mich, wünschen konnten, wenn sie in ihren Wünschen nicht Maß und Ziel überschreiten wollten. Lucinde hätte demnach, ehe sie sich den äussersten Zwang anthat, und ihm ihre Hand gab, nur sagen können, sie hätte bereits die meinige angenommen. Mit

Freuden wäre ich dann zugetreten, um alles zu bekräftigen, was sie vorgegeben hätte. Zuletzt schloß ich, daß Mangel an Liebe, wenig Verstand, viel Ehrgeiz, und Begierde nach Reichthümern, sie bewogen hätten, ihr Versprechen zu vergessen, womit sie mich getäuscht, und meine herzlichen Wünsche und zuversichtlichen Hoffnungen hingehalten hatte. Unter solchen Betrachtungen und Ausrufungen reisete ich den übrigen Theil der Nacht durch, und kam mit Anbruch des Tages an den Fuß dieser Gebirge, in welchen ich noch drey Tage ohne Weg und Steg umher irrte, bis ich an eine Wiese kam, die ich weiß nicht in welcher Gegend dieser Wüste liegt, wo ich einige Hirten fragte, an welchem Orte das Gebirge am rauhesten und unzugänglichsten wäre. Sie wiesen mir diese Stelle, wohin ich mich unverzüglich begab, mit dem festen Vorsatze, hier mein Leben zu beschließen. An diesem unwegsamen Orte fiel mir mein Maulthier vor Mattigkeit und Hunger, oder vielmehr, wie ich glaube, weil es seiner unnützen Bürde müde war. Ich mußte nun zu Fuß gehen; meine Kräfte

waren erschöpft; ich war vor Hunger verschmachtet; ich hatte Niemand, und fragte nach Niemand, der mir helfen konnte. So blieb ich einige Zeit auf der Erde liegen, ich weiß selbst nicht wie lange. Wie ich wieder aufstand, empfand ich keinen Hunger mehr, und sah einige Ziegenhirten neben mir stehen, die vermuthlich meiner Noth abgeholfen hatten; denn sie erzählten mir, in welchem Zustande sie mich angetroffen, und was für wahnsinnige Dinge ich gesprochen hätte, die offenbar von der Zerrüttung meines Verstandes zeugten. Ich habe seitdem selbst empfunden, daß ich meines Verstandes nicht immer mächtig bin, sondern vor Wuth und Schwäche bisweilen tausend Thorheiten begehe, meine Kleider zerreiße, diese Einöde mit meinem Geschrey erfülle, mein Unglück verwünsche, und vergebens den geliebten Nahmen meiner Feindinn ausrufe, aus keiner andern Absicht, als um mich mit meinem Geschrey und Unwesen ums Leben zu bringen. Wenn ich wieder zur Besinnung komme, fühle ich mich so matt und kraftlos, daß ich mich kaum rühren kann.

Mein gewöhnlicher Aufenthalt ist in Baumhöhlen, die nur eben groß genug sind, meinen elenden Körper zu bergen. Die Hirten und Schäfer in diesen Wäldern legen mir aus Barmherzigkeit ein wenig Speise auf den Fußsteigen und Klippen hin, wo sie vermuthen, daß ich sie auf meinen Wanderungen finden werde, und wenn ich auch nicht bey Verstande bin, so lehrt mich doch der Naturtrieb die Nahrung kennen, und reizt mich, sie zu begehren und zu mir zu nehmen. In meinen vernünftigen Stunden erzählen sie mir auch bisweilen, daß ich die Hirten, die mit Speisen aus den Dörfern zu den Hürden kommen, anfalle, und ihnen das mit Gewalt wegnehme, was sie mir gern in Güte geben wollen. So bringe ich hier mein elendes kummervolles Leben zu, bis es dem Himmel gefällt, ihm ein Ziel zu setzen, oder mir mein Gedächtniß zu nehmen, damit ich mich nicht mehr an Lucindens Schönheit und Treulosigkeit, und an die von Don Fernando erlittenen Beleidigungen erinnere. Ist das Letztere möglich, ohne daß es mir das Leben kostet, so möchten

meine Gedanken vielleicht eine bessere Richtung bekommen. Wo nicht, so bitte ich nur den Himmel, Erbarmen mit meiner Sele zu haben; denn ich besitze weder Muth, noch Kräfte, mich aus dem Elende wieder heraus zu arbeiten, in welches ich mich freywillig gestürzt habe.

Dieß, meine Herren, ist die traurige Geschichte meines Unglücks. Urtheilet nun selbst, ob es möglich sey, meine Empfindungen darüber zu mäßigen, und bemüht Euch nicht, mich durch Rath oder Bitten zu bewegen, ein Mittel dagegen zu suchen; denn es wird bey mir so wenig helfen, als ein Recept von dem besten Arzte bey einem Kranken, der nichts einnehmen will. Ich kenne keine Glückseligkeit ohne Lucinden, und wenn sie einem andern gehören will, da sie mir gehört, oder gehören sollte, so laßt mir meinen Willen, unglücklich zu seyn, da ich hätte glücklich werden sollen. Lucinde hat durch ihre Unbeständigkeit mich in beständiges Elend gestürzt; ich will mit meinem Verderben ihre Wünsche befriedigen, und der Zukunft ein

Beyspiel aufstellen, daß mir allein dasjenige fehlt, was allen andern Unglücklichen noch übrig bleibt, daß sie in der Unmöglichkeit sich zu trösten eine Art von Beruhigung finden, da hingegen mein Schmerz und mein Unglück dadurch noch vergrößert werden, daß ich glaube, sie werden sich selbst mit meinem Tode noch nicht endigen."

Hier beschloß Cardenio seine lange Rede, und seine eben so rührende, als unglückliche Liebesgeschichte. Der Pfarrer war eben im Begriff, ihm einige Trostgründe vorzuhalten, als ihn eine Stimme verhinderte, die in einem klagenden Tone sagte — was wir in dem folgenden vierten Theil dieser Geschichte melden werden; denn hier endigt der weise und pünktliche Geschichtschreiber Cid Hamet Ben-Engeli den dritten Theil.

Capitel 28.

Von einem neuen und behaglichen Abentheuer, welches dem Pfarrer und dem Barbier in demselben Gebirge begegnete.

Glücklich und gesegnet war die Zeit, welche dem unerschrockenen Ritter Don Quixote von la Mancha das Daseyn gab. Denn indem er den ruhmwürdigen Entschluß faßte, den erloschenen und fast gänzlich verlohren Orden der fahrenden Ritterschaft wieder aufzurichten, verschaffte er unserm bedürftigen Zeitalter die angenehme Unterhaltung, die uns nicht nur seine eigene wahrhafte Geschichte gewährt, sondern auch die Erzählungen und Episoden, welche damit verwebt, und zum Theil nicht weniger anmuthig, kunstreich und wahrhaft abgefaßt sind, als die Geschichte selbst, welche ihren wohlgehechelten, gesponnenen, und gezwirnten Faden wieder anknüpft, indem sie uns sagt, daß, wie der Pfarrer eben Anstalt machte, dem Cardenio Trost zuzusprechen, eine Stimme ihn daran verhinderte, welche sich in folgenden traurigen Ausrufun-

gen hören ließ: „O Himmel! ist's möglich, daß ich hier schon einen Ort gefunden habe, welcher der drückenden Bürde dieses Körpers, die ich mit solcher Unlust trage, zur verborgenen Grabstätte dienen soll? Ja, dieß ist der Ort, wenn die Einsamkeit, welche mir diese Wildniß verspricht, meine Hoffnung nicht triegt. O ich Unglückliche! Wie viel lieber ist mir die Gesellschaft dieser Felsen und Dornen, da sie mir einen Platz gewähren, wo ich dem Himmel mein Elend klagen kann, als die Gesellschaft irgend eines menschlichen Wesens; denn es ist Niemand auf Erden, von dem ich Rath in meiner Bekümmerniß, Erleichterung meiner Qualen, oder Mittel für mein Elend hoffen darf."

Alle diese Worte hörte der Pfarrer und die bey ihm waren, und da es ihnen vorkam, (wie es auch wirklich war), daß sie nahe bey ihnen gesprochen würden, standen sie auf, um den Klagenden aufzusuchen. Sie waren kaum zwanzig Schritte gegangen, wie sie hinter einer Felswand einen Jüngling in Bauerklei-

dern am Fuß einer Esche sitzen sahen, dessen Gesicht sie nicht sehen konnten, weil er sich niedergebückt hatte, um sich in einem Bache die Füße zu waschen. Sie näherten sich ihm so leise, daß er sie nicht bemerkte, und er schien auch auf nichts anderes Acht zu geben, und sich nur mit dem Waschen seiner Füße zu beschäftigen, welche wie zwey weiße chrystallene Säulen schienen, die unter den andern Kieseln des Bachs hervorgewachsen wären. Sie erstaunten über die Schönheit und Weisse dieser Füße, die nicht gemacht zu seyn schienen, um dem Pfluge zu folgen, oder im Schlamm zu waten, wie die Kleidung des Jünglings erwarten ließ. Wie der Pfarrer, welcher voran ging, sah, daß der Jüngling sie nicht bemerkte, gab er den andern beyden ein Zeichen, daß sie sich hinter den Felstrümmern verbergen sollten, wo sie Gelegenheit hatten, alles mit Musse zu sehen, was der Jüngling begann. Er trug eine graue Jacke, deren Schöße mit einem weissen Tuche fest aufgegürtet waren. Seine Beinkleider und Camaschen waren ebenfalls von grauem Tuch, und eine graue Reisemütze be-

deckte ihm den Kopf. Er hatte die Camaschen bis ans halbe Schienbein aufgestreift, welches den feinsten Alabaster an Weisse übertraf. Wie er mit dem Fußwaschen fertig war, zog er ein Tuch unter der Mütze hervor, um sich abzutrocknen. Indem er dir Mütze abnehmen wollte, richtete er das Gesicht in die Höhe, dessen Schönheit die Anschauenden so unvergleichlich fanden, daß Cardenio leise zu dem Pfarrer sagte: „Da dieß nicht Lucinde ist, „so ist es gewiß keine menschliche Person, „sondern ein göttliches Wesen." Der Jüngling nahm seine Mütze ab, und wie er das Haupt von einer Seite zur andern bewegte, wallten ihm Locken um die Schultern, welche werth waren, von den Strahlen der Sonne beneidet zu werden. Jetzt überzeugten sie sich vollends, daß sie keinen bäurischen Jüngling, sondern ein zartes Frauenzimmer vor sich sahen, und zwar eines von den schönsten, welches sie je gesehen hatten; ja Cardenio selbst gestand, daß Lucindens Schönheit allein im Stande wäre, mit dieser zu wetteifern. Die langen goldenen Locken, welche nicht nur die Schultern der

Schönen bedeckten, sondern ihren ganzen Leib umflossen, und nur die Füße unbedeckt ließen, verhüllten im Herabwallen ihren ganzen Körper mit ihrem Reichthum. Wenn ihre Füße vorhin mit dem reinsten Chrystall sich vergleichen ließen, so dienten ihr jetzt zum Kamm ein Par Hände, die aus dem weissesten Schnee geknetet zu seyn schienen. Das alles vermehrte die Verwunderung der drey Zuschauer, und reizte ihre Neugier, zu wissen wer die Schöne wäre. Sie entschlossen sich deswegen, sich zu zeigen. Bey dem Geräusch, das sie im Aufstehen machten, erhob die Schöne ihr Haupt, schob mit beyden Händen das Haar zurück, das ihr Gesicht bedeckte, und ward diejenigen gewahr, welche das Geräusch machten. Kaum hatte sie sie erblickt, so sprang sie auf, und ohne sich Zeit zu nehmen, sich zu beschuhen, oder ihr Haar in Ordnung zu bringen, ergriff sie geschwind ein Bündel mit Kleidern, das neben ihr lag, und wollte voll Verwirrung und Schrecken entfliehen. Sie hatte aber kaum einige Schritte gethan, so fiel sie nieder, weil ihre zarten Füße die Steine nicht

vertragen konnten. Sie sprangen ihr alle drey zu Hülfe; „Fliehet nicht, unbekannte Schöne! (rief ihr der Pfarrer zu) Ihr seht hier Niemand vor Euch, der einem andern Wunsch hat, als Euch dienen zu können. Ihr habt nicht nöthig, euer Heil in einer unüberlegten Flucht zu suchen, welche eure Füße so wenig aushalten, als wir sie zugeben können."

Sie konnte vor Schrecken und Verwirrung kein Wort vorbringen, worauf die drey sich ihr näherten, und der Pfarrer fuhr fort, indem er sie bey der Hand nahm: „Was eure Kleidung uns verbirgt, das verrathen uns eure Locken, daß Ihr nämlich aus keiner unerheblichen Ursache eure schöne Person in eine so niedrige Kleidung verhüllt, und Euch in eine solche Einöde, wie diese, begeben habt. Wir schätzen uns glücklich, Euch hier anzutreffen, damit wir Euch, wo nicht helfen, doch wenigstens rathen können. Denn kein Unglück kann so sehr niederdrücken, oder zu einer solchen Größe anwachsen, so lange wir noch leben, daß wir nicht wenigstens gutem Rath

Gehör geben könnten, wenn er uns wohlgemeynt gegeben wird. Verbannet die Furcht, die Euch unser Anblick verursacht hat, schönes Frauenzimmer, (oder mein Herr! wenn Ihr lieber wollt, daß wir Euch so nennen sollen), und erzählt uns eure guten, oder bösen Schicksale. Ihr werdet bey allen und jeden von uns Mitgefühl für eure Leiden finden."

So lange der Pfarrer sprach, stand die verkleidete Schöne, wie versteinert, und sahe sie einen nach dem andern an, ohne die Lippen zu öffnen, gleich dem staunenden Jüngling des Dorfs, wenn er unerwartet neue und seltsame Dinge zu Gesichte bekommt. Wie aber der Pfarrer von neuem mit Bitten in sie drang, brach sie mit einem tiefen Seufzer das Stillschweigen, und hub an:

„Da mich diese einsamen Gebirge nicht haben verbergen können, und da mein losfliegendes Haar meiner Zunge nicht gestattet, eine Unwahrheit zu behaupten, so würd' ich umsonst suchen, von neuem etwas vorzugeben, wel-

welches man mehr aus Höflichkeit, als aus irgend einer andern Ursache, würde für wahr gelten lassen. Ich danke euch vielmehr, meine Herren, für euer Anerbieten. Ihr macht es mir dadurch zur Pflicht, Euch in Rücksicht auf eure Bitte zu befriedigen; obwohl ich fürchte, die Erzählung meiner Leiden wird Euch eben so viel Langeweile, als Mitleiden verursachen, weil Ihr weder ein Mittel finden dürftet, sie zu heben, noch Trostgründe, um sie zu lindern. Doch damit Ihr nichts zum Nachtheil meiner Ehre von mir denkt, indem Ihr mich, als ein junges Mädchen, hier allein und in einem solchen Aufzuge antrefft, (lauter Umstände, deren jeder für sich, und alle zusammen, hinreichend sind, das beste Frauenzimmer in verdächtigen Ruf zu bringen), so bin ich gezwungen, Euch alles zu sagen, was ich sonst gern verschwiege."

Diese Worte sprach das schöne Mädchen mit so einnehmender Beredsamkeit, und mit so sanfter Stimme, daß ihre Anmuth nicht weniger Bewunderung erregte, als ihre Schönheit. Die andern wiederhohlten ihre Aner-

bietungen, und ihre Bitten um die Erfüllung ihres Versprechens, welche sie auch ohne weiteren Anstand gewährte. Sie zog ihre Schuhe an, brachte ihr Haar in Ordnung, und ließ sich auf einen Stein nieder, indeß die andern sich um sie her setzten. Sie zwang sich, einige Thränen zurück zu halten, die ihr in die Augen traten, und fing mit gesetzter und vernehmlicher Stimme ihre Geschichte an:

„Hier in Andalucia ist ein Ort, von welchem ein Herzog den Titel führt, welcher ihm den Rang eines Grande von Spanien giebt. Dieser Herzog hat zwey Söhne, von welchem der älteste Erbe seiner Güter, und allem Anschein nach auch seines guten Characters ist. Was das Erbtheil des Jüngeren seyn mag, weiß ich nicht, wenn er nicht etwan alle Arglist eines Vellido und alle Verrätherey eines Galalon geerbt hat. Meine Aeltern sind Unterthanen dieses Herrn; ihre Herkunft ist geringe, ihre Reichthümer sind aber so groß, daß, wenn ihr Stand ihren Glücksgütern gleich wäre, ihnen nichts zu wünschen

übrig bliebe, und ich selbst nicht hätte zu befürchten gehabt, in den unglücklichen Zustand versetzt zu werden, in welchem ich mich befinde; denn wahrscheinlich habe ich mein Unglück keiner andern Ursache zuzuschreiben, als dem Umstande, daß meine Aeltern nicht von vornehmer Abkunft sind. Ihr Stand ist zwar nicht so verächtlich, daß sie Ursache hätten, sich desselben zu schämen, aber doch auch nicht so vornehm, daß ich mir nicht einbilden müßte, mein Unglück rühre von meiner niedrigen Geburt her. Mit einem Worte, meine Aeltern sind Pächter, gute schlichte Leute von ehrlicher unbescholtener Herkunft, und wie man bey uns zu sagen pflegt, von ächtem altchristlichen Blut, und zwar so uralt, daß man sie aus diesem Grunde, und wegen ihrer Reichthümer und Lebensweise, dem kleinen Adel, wenn auch nicht dem stifts- und turnierfähigen gleich schätzt. Doch höher, als Reichthum und Adel, schätzten sie mich, ihre einzige Tochter, und da sie keine andere Erben hatten, und zärtliche Aeltern waren, so ward ich mit der liebreichsten Sorgfalt erzogen. Ich war der Spiegel,

in welchem sie ihr Ebenbild betrachteten; ich war die Stütze ihres Alters, und der Mittelpunkt, in welchem sich unter der Führung des Himmels alle ihre Wünsche vereinigten. Da sie so gütig gegen mich waren, so gingen meine Wünsche nicht weniger dahin, ihnen Freude zu machen, und so wie ich die Besitzerinn ihrer Herzen war, so herrschte ich ebenfalls unumschränkt über ihr Vermögen. Ich miethete und verabschiedete die Bedienten; führte Rechnung über Aussaat und Ernte; Oehlpressen, Weinkeltern, großes und kleines Vieh, Bienenzucht, kurz alles was ein begüterter Landmann, wie mein Vater, nur besitzen konnte und besaß, war unter meiner Verwaltung. Ich war Haushofmeisterinn und Gebieterinn über alles, und war es mit so vieler Aemsigkeit an meiner, und Zufriedenheit an seiner Seite, daß ich von beyden nicht zuviel Rühmens machen kann. Wenn ich den Hirten, Knechten und Taglöhnern ihr Tagewerk angewiesen hatte, so bracht' ich meine Zeit mit solchen Beschäftigungen zu, die dem Frauenzimmer eben so anständig, als nützlich sind;

mit der Nadel, dem Klöppelküssen und dem Spinnrade; und wenn mir noch einige müssige Stunden übrig blieben, so waren sie dem Lesen erbaulicher Bücher, oder der Harfe gewidmet, weil ich aus Erfahrung wußte, daß die Musik das Gemüth beruhigt, und die Lebensgeister aufheitert. So war die Lebensart, die ich in dem Hause meiner Aeltern führte. Wenn ich sie Euch so umständlich beschrieb, so geschah es nicht aus Ruhmredigkeit, oder um Euch meine Reichthümer anzupreisen, sondern bloß um Euch zu zeigen, wie unverschuldet ich aus jenem glücklichen Zustande in den unglücklichen gerathen bin, in welchem Ihr mich hier antrefft. Denn wahrlich bracht' ich meine Zeit unter so vielen Geschäften in solcher Eingezogenheit zu, daß man sie mit dem Klosterleben vergleichen konnte. Ich glaubte von Niemand anders gesehen und bemerkt zu werden, als von den Bedienten unsers Hauses; denn wenn ich zur Messe ging, so geschah es zu einer so frühen Stunde, unter so zahlreicher Begleitung von meiner Mutter und ihren Mägden, und so verkappt und verschleyert, daß meine

eigenen Augen nicht weiter sehen konnten, als auf den Fleck, den meine Füße betraten. Allein die Liebe, oder vielmehr der müssige Uebermuth, hat Luchsaugen, und mit diesen entdeckte mich der geschäftige Don Fernando, der jüngste Sohn des Herzogs, von dem ich Euch erzählt habe."

Kaum hörte Cardenio den Nahmen Don Fernando, so veränderte er die Farbe, und die Erschütterung trieb ihm den kalten Schweiß vor die Stirne, so daß der Pfarrer und der Barbier, die es gewahr wurden, fürchteten, er würde wieder einen solchen Anfall von Wuth bekommen, wovon er ihnen gesagt hatte, daß er ihn bisweilen anwandelte. Allein dießmahl blieb es bey dem Angstschweiß, und Cardenio blieb ruhig; doch betrachtete er das Landmädchen mit äusserster Aufmerksamkeit, indem er anfing, zu vermuthen, wer sie wäre. Sie bemerkte es nicht, wie sehr Cardenio von ihrer Geschichte bewegt ward, und fuhr fort zu erzählen:

„Kaum hatte er mich erblickt, als er, wie er mir hernach sagte, eine so heftige

Liebe für mich empfand, wie seine Betheurungen bezeugten. Um die Geschichte meiner unzähligen Leiden abzukürzen, will ich Euch nichts von den Künsten erzählen, welche Don Fernando anwandte, um mir seine Liebeserklärung zu thun. Er erkaufte alle Leute in meinem Hause, bot und gab Geschenke und Gunstbezeugungen an alle meine Verwandten. In unserer Straße hatten am Tage die Feste kein Ende, und des Nachts konnten unsere Nachbarn vor Gesang und Klang nicht schlafen. Unzählig waren die Briefe, die mir (ich weiß nicht wie) in die Hände gespielt wurden, und mehr Liebeserklärungen, Verheißungen, und Betheurungen enthielten, als Buchstaben. Ich ließ mich aber durch nichts bewegen, sondern waffnete mich vielmehr gegen ihn mit solcher Standhaftigkeit, als wenn er mein ärgster Feind wäre, und als wenn er alles, was er that, um mich zur Erhörung seiner Wünsche zu bewegen, anwendete, um den entgegengesetzten Endzweck zu erreichen. Denn ich hatte zwar kein Mißfallen an der Person des Don Fernando und an seinem

Bestreben mir zu gefallen, vielmehr machte es mir einiges Vergnügen, mich von einem so vornehmen Cavalier geliebt und hochgeschätzt zu sehen, und deswegen waren mir die Lobeserhebungen in seinen Briefen nicht zuwider. In diesem Stücke, glaub' ich, geht es uns Weibern allen so, und wenn wir noch so häßlich sind, so hören wir's gern, daß man uns liebenswürdig nennt. Allein diesem allen setzte sich mein Ehrgefühl entgegen, und die öfteren Ermahnungen meiner Aeltern, welche schon laut genug von den Absichten des Don Fernando gehört hatten, der ohnehin vor aller Welt kein Hehl damit hatte. Meine Aeltern sagten mir, sie setzten alle ihre Ehre und ihren Ruhm lediglich in meine Tugend und Ehrbarkeit; ich müßte bedenken, welch ein Unterschied des Standes zwischen mir und Don Fernando wäre, und könnte daraus schließen, daß seine Absichten (ungeachtet seiner Versicherungen des Gegentheils) mehr sein Vergnügen, als meine Wohlfahrt zum Zweck hätten, und wenn ich aufrichtig geneigt wäre, ihm Hindernisse in den Weg zu legen, und seine ungerechten

Ansprüche abzuweisen, so wären sie unverzüglich bereit, mich mit demjenigen zu verheirathen, den ich mir am liebsten wählen würde, es möchte unter den besten Leuten in unserm eigenen Orte seyn, oder in der Nachbarschaft; denn ihr Reichthum und meine gute Aufführung gäbe mir zu allem Anspruch. Diese Versprechungen, und die einleuchtende Wahrheit ihrer Vorstellungen, befestigten mich in meinem Vorsatze, und nie erhielt Don Fernando von mir die geringste Antwort, welche ihm auch nur die entfernteste Hoffnung hätte geben können, seine Absichten bey mir zu erreichen. Diese meine Zurückhaltung (die er für Verachtung halten mochte) reizte nur noch mehr seine ungezähmten Begierden — diesen Nahmen muß ich der Neigung beylegen, die er mir bezeigte; denn wenn sie von der Art gewesen wäre, wie sie seyn sollte, so würdet Ihr jetzt nicht davon hören, weil er mir nicht würde Anlaß gegeben haben, sie Euch zu erzählen. Endlich erfuhr Don Fernando, daß meine Aeltern im Begriff wären, mich zu verheirathen, um ihm die Hoffnung zu be-

nehmen, mich zu besitzen, oder damit ich wenigstens mehrere Hüter haben möchte, die mich bewachten. Diese Nachricht, oder Besorgniß, bewog ihn zu einem Schritt, den Ihr jetzt hören werdet: An einem Abend, da ich in meinem Zimmer war, und nur ein einziges Mädchen zu meiner Bedienung bey mir hatte, da die Thüren aufs sorgfältigste verschlossen waren, damit meine Ehre durch keine Unvorsichtigkeit Gefahr laufen möchte, stand auf einmahl, Trotz aller Behutsamkeit und allen Maßregeln, die mich meine Vorsichtigkeit nehmen ließ, mitten in dieser stillen und verschlossenen Einsamkeit, Don Fernando vor mir, ohne daß ich begriff, oder errathen konnte, wie er dahin kam. Sein Anblick setzte mich in solche Verwirrung, daß Gesicht und Stimme mich verließen, und daß ich nicht im Stande war, um Hülfe zu rufen. Er würde mir's auch nicht zugelassen haben; denn er schloß mich den Augenblick in seine Arme, weil ich in meiner Verwirrung nicht die Kraft hatte, mich zu widersetzen, und drang mit solchen Reden in mich, daß ich

nicht begreife, wie die Lüge so sehr die Gestalt der Wahrheit annehmen kann. Mit Thränen wußte der Betrieger seine Worte zu bekräftigen, und mit Seufzern seiner Absicht den Schein der Aufrichtigkeit zu geben. Ich Arme, die ich in der Einsamkeit bey den Meinigen erzogen war, und wenig Begriffe von dergleichen Auftritten hatte, fing an, (ich weiß nicht wie), alle diese betrieglichen Worte für wahr zu halten, jedoch nicht in so weit, daß sie mich zu irgend einer ungebührlichen Nachgiebigkeit verleitet hätten. Wie ich mich von meinem ersten Schrecken erhohlt hatte, bekam ich einigermaßen meine verlohrnen Lebensgeister wieder, so daß ich mit mehrer Fassung, als ich mir zugetrauet hätte, zu ihm sagte: „Wenn ich, mein Herr, statt in Deinen Armen, mich in den Klauen eines grimmigen Löwen befände, und ich könnte mich „daraus erretten, indem ich etwas thäte oder „sagte, das meiner Ehre zuwider wäre, so „würde mir das zu thun so wenig möglich „seyn, als es möglich ist das Geschehene ungeschehen zu machen. Wenn Du demnach

„gleich meinen Leib mit deinen Armen um-
„schlungen hältst, so halten meine guten
„Grundsätze meine Sele nicht minder gefesselt,
„welche von den Deinigen so sehr verschieden
„sind, wie Du erfahren wirst, wenn Du fort-
„fährst, Gewalt gegen mich zu gebrauchen.
„Ich bin deine Unterthaninn, aber nicht
„deine Sclavinn, und der Adel deines Bluts
„vermag nichts, und soll nichts vermögen,
„um das meinige, Troß seiner Niedrigkeit,
„zu entehren und zu mißhandeln. Zwar ein
„geringes Landmädchen, doch bin ich in meinen
„Augen nicht schlechter als du, obwohl Du
„ein Cavalier bist. Deine Gewalt soll bey
„mir nichts ausrichten; deinen Reichthum
„achte ich nicht; deine Worte sollen mich nicht
„betriegen, und deine Thränen und Seufzer
„mich nicht erweichen. Fände ich irgend
„etwas von diesem allen bey demjenigen, wel-
„chen mir meine Aeltern zum Gemahl be-
„stimmten, so würde ich meinen Willen dem
„ihrigen unterwerfen, und keinen andern
„Willen haben wollen, so daß ich Dir, mein
„Herr, meiner Ehre unbeschadet, wenn es

„auch auf Kosten meiner Neigung geschähe, „willig dasjenige aufopfern würde, was Du „mir mit so vieler Gewalt jetzt zu rauben „suchest. Dieß alles sage ich Dir, damit Du „nicht glaubest, daß derjenige von mir irgend „etwas erhalten könne, der nicht mein recht= „mäßiger Gemahl ist.“

„Wenn Du keine andere Bedenklichkeit hast, als diese, liebenswürdige Dorothea! (sprach der Treulose) so geb' ich Dir hier die Hand eines Gemahls, und zum Zeugen dieser Wahrheit rufe ich den Himmel, dem nichts verborgen ist, und dieses Bild der hochgebene= deyten Jungfrau.“

Wie Cardenio hörte, daß sie Doro= thea hieße, entfärbte er sich abermahl, und fand nun seine zuerst gefaßte Meynung be= stätigt; doch wollte er die Erzählung nicht unterbrechen, um das Ende von demjenigen zu hören, was ihm schon zum Theil bekannt war. Er fragte bloß: „Ist euer Nahme Do= rothea? Ich habe schon von einer Person

dieses Nahmens gehört, deren unglückliches Schicksal vielleicht dem eurigen sehr ähnlich ist. Fahret fort; ich werde Euch zu seiner Zeit solche Dinge erzählen, die Euch eben so sehr wundern, als zum Mitleiden bewegen werden."

Dorothea stützte über die Rede und über den sonderbaren und erbärmlichen Aufzug des Cardenio, und bat ihn, wenn er etwas von ihren Angelegenheiten wüßte, es ihr gleich zu sagen; denn wenn ihr das Schicksal noch irgend ein Gut übrig gelassen hätte, so wär' es der Muth, ein jedes Unglück, das ihr noch bevorstände, zu ertragen, weil sie versichert wäre, es könnte nichts mehr nachfolgen, was im Stande wäre, ihren jetzigen Zustand zu verschlimmern.

„Ich würde keinen Augenblick anstehen, (antwortete Cardenio), Euch meine Gedanken mitzutheilen, wenn ich wüßte, daß dasjenige wirklich wahr wäre, was ich mir denke. Bis jetzt hat es damit keine Eile, und es kann Euch nichts daran liegen, es zu wissen."

„Dem sey wie ihm wolle (versetzte Dorothea). Was meine Geschichte betrifft, so nahm Don Fernando ein Marienbild, das sich in meinem Zimmer befand, und stellte es hin, zum Zeugniß unserer Vermählung. Mit den bündigsten Ausdrücken und mit den theuersten Eidschwüren versprach er mir die Ehe, obwohl ich ihn vorher nochmahls aufs nachdrücklichste bat, zu überlegen was er thäte, und den Verdruß zu bedenken, den sein Vater empfinden müßte, wenn er sähe, daß sein Sohn sich mit einem Landmädchen, mit der Tochter eines von seinen Unterthanen verheirathete; er möchte sich von meiner Schönheit nicht verblenden lassen, weil sie kein hinreichender Beweggrund wäre, seinen Irrthum zu entschuldigen, und wenn ihn seine Liebe zu mir bewegen könnte, mir irgend eine Wohlthat zu erzeigen, so möchte er meinem Schicksal es gänzlich überlassen, mich so zu versorgen, wie es mein Stand mit sich brächte; weil Mißheirathen weder gedeihen, noch in der Folge soviel Vergnügen gewähren, wie im Anfang. Alles dieses stellte ich ihm vor, und noch man-

ches mehr, dessen ich mich jetzt nicht erinnere; doch keine Vorstellungen waren im Stande, ihn von seinem Vorsatz abzubringen, so wie einer, der nicht Willens ist zu bezahlen, sich durch keine Bedingungen abschrecken läßt, einen Kauf zu schließen. Ich ging nunmehr noch ein wenig mit mir selbst zu Rath, und dachte: Ich werde ja nicht die erste seyn, die durch die Heirath aus einem niedrigen Stande zu hohen Ehren kommt; so wie Don Fernando ebenfalls nicht der erste ist, den Schönheit, oder blinde Leidenschaft, (welche es wohl eigentlich ist) bewogen hat, eine Gattinn von niedriger Geburt zu seinem Stande zu erheben. Da ich nun nichts Neues oder Ungewöhnliches thue, so ist's am besten, die Ehre, die mir das Glück anbietet, nicht von mir zu stoßen, wenn auch die Liebe, die mir Don Fernando bezeugt, nicht länger dauern sollte, als bis er die Erfüllung seiner Wünsche erlangt hat; denn ich werde doch mit Gottes Hülfe seine Gemahlinn. Wenn ich ihn mit Verachtung abweisen wollte, so ist er jetzt in einer Stimmung, daß er Gewalt brauchen,

und

und seinen Grundsätzen Gehör geben wird; dann bin ich vollends entehrt, und habe nicht einmahl eine Entschuldigung bey denen, die mir meine Schmach zur Last legen, weil sie nicht wissen, wie unschuldig ich dazu gekommen bin. Denn was für Beweise kann ich beybringen, um meine Aeltern und andere hinlänglich zu überzeugen, daß dieser Cavalier ohne meine Erlaubniß in meine Kammer gekommen ist? Alle diese Gründe für und wider erwog ich in wenigen Augenblicken, und vor allen Dingen bewogen mich zu dem Schritte, welcher wider meine Erwartung zu meinem Verderben ausgefallen ist, die Eidschwüre des Don Fernando, die Zeugen die er anrief, die Thränen die er vergoß, und endlich waren seine Gestalt und sein Anstand, begleitet von tausend Betheurungen der innigsten Liebe, hinreichend, ein jedes eben so freye und wohlverwahrte Herz, wie das meinige, zu besiegen. Ich rief meinem Mädchen, damit sie auf Erden das Zeugniß der Himmlischen bekräftigte. Don Fernando wiederhohlte seine Betheurungen und Schwüre, rief noch mehr

Heilige zu Zeugen, verwünschte sich auf immer und ewig, wenn er wortbrüchig würde, ließ neue Thränen fließen und neue Seufzer zu Hülfe kommen, und schloß mich noch fester in seine Arme, aus welchen er mich nicht einen Augenblick losgelassen hatte. Mein Mädchen ging hinaus, und ließ mich wieder allein mit dem Treulosen und — ich ward das Opfer seiner und ihrer Verrätherey. Der Tag, welcher auf die Nacht meines Unglücks folgte, schien (wie ich glaube) viel zu langsam für die Wünsche des Don Fernando anzubrechen; denn nach gestillter Begierde hat man nichts angelegentlicheres zu thun, als sich von dem Gegenstande derselben zu entfernen. Ich mache diese Anmerkung, weil Don Fernando mich in möglichster Eile verließ. Mein Mädchen, welches ihn eingelassen hatte, ließ ihn auch vor Tagesanbruch wieder aus. Wie er von mir Abschied nahm, wiederhohlte er (wiewohl nicht mit so vielem Eifer und Wärme, wie vorher) die Versicherung seiner Treue, und der Wahrheit und Aufrichtigkeit seiner Schwüre. Zu mehrer Bestätigung seiner

Worte zog er einen kostbaren Ring vom Finger, und steckte ihn an den meinigen. Hierauf entfernte er sich, und ließ mich in einem Zustande, der weder fröhlich noch traurig genannt werden konnte; aber verwirrt und tiefsinnig war ich, und fast außer mir über dem, was mit mir vorgegangen war, und ich hatte entweder nicht Muth, oder nicht Fassung genug, um meiner Magd ihre begangene Verrätherey vorzuwerfen, daß sie Don Fernando in mein eigenes Zimmer heimlich eingeschlossen hatte; denn noch wußte ich selbst nicht, ob mir dadurch ein Glück, oder Unglück widerfahren wäre. Ich sagte Don Fernando beym Abschiede, daß er, da ich nunmehr die Seinige wäre, mich auf dieselbe Weise mehrere Nächte besuchen könnte, bis es ihm gefiele, unsere Verbindung bekannt zu machen. Er kam aber nur noch die folgende Nacht wieder, und hernach bekam ich ihn über einen ganzen Monat lang nicht wieder zu Gesicht, weder auf der Straße, noch in der Kirche, ob ich mir gleich viele Mühe gab, und obgleich ich wußte, daß er in der Stadt war,

und alle Tage auf die Jagd ging, die er sehr liebte. Bitter und schmerzhaft wurden mir diese Tage und Stunden; denn schon fing ich an, die Treue des Don Fernando zu bezweifeln, und ihn für eidbrüchig zu halten. Jetzt bekam auch mein Mädchen die Verweise ihrer Frechheit, die ich ihr im Anfang nicht gegeben hatte. Ich mußte mich inzwischen bemühen, meine Thränen zurück zu halten, und die Traurigkeit aus meinem Gesichte zu verbannen, damit mich meine Aeltern nicht fragten, was mir widerfahren wäre, und was mich mißvergnügt machte; wodurch ich wäre genöthigt worden, ihnen Unwahrheiten zu sagen. Doch ein einziger Augenblick machte aller meiner Vorsichtigkeit ein Ende; eine unerwartete Begebenheit war Ursache, daß ich alle Rücksichten aus den Augen setzte, alle Schranken der Ehrbarkeit durchbrach, alle Geduld verlohr, und das Geheimniß meines Herzens weltkündig machte. Ich hörte nämlich nach einigen Tagen ein Gerücht, daß Don Fernando in einer benachbarten Stadt ein über alle Maße schönes Fräulein, von sehr vornehmer Geburt, doch

nicht von so großem Reichthum, daß ihre Schätze eine Anreizung für ihn hätten seyn können, geheirathet habe; Lucinde nannte man sie, und erzählte noch viele wunderbare Dinge, die bey der Vermählung vorgefallen wären."

Wie Cardenio den Nahmen Lucinde hörte, zog er die Schultern in die Höhe, biß sich in die Lippen, runzelte die Stirne, und brach in Ströme von Thränen aus. Dorothea ließ sich indessen nicht abhalten, ihre Erzählung fortzusetzen.

„Ich hörte (sprach sie) die schreckliche Nachricht, die mir nur nicht das Herz abstieß, aber meinen Zorn und meine Wuth zu einem solchen Grad entflammte, daß nicht viel daran fehlte, so hätte ich mich auf die Gasse hinausgestürzt, und mit lauter Stimme den schmählichen Verrath verkündigt, der an mir war begangen worden. Doch mäßigte ich noch meine Wuth, mit dem Vorsatze, in der folgenden Nacht einen Anschlag auszuführen,

den ich auch wirklich ins Werk setzte. Ich zog nämlich diese Kleider an, welche mir einer von unsern Knechten verschaffte, dem ich meine ganze unglückliche Geschichte entdeckte, und ihn bat, mich bis nach der Stadt zu begleiten, wo man mir sagte, daß mein Beleidiger sich befände. Er suchte mir meine Unternehmung zu widerrathen, und tadelte mein Vorhaben; wie er mich aber entschlossen fand, erbot er sich, mich (wie er sagte) bis ans Ende der Welt zu begleiten. Ich band demnach geschwind einige Frauenzimmerkleider, und etwas Geld und Kostbarkeiten auf den Nothfall, in ein Bündel zusammen, und verließ um Mitternacht, ohne meiner treulosen Magd etwas zu sagen, das Haus meiner Aeltern, in Begleitung meines Knechts und meiner kummervollen Gedanken, und machte mich zu Fuß auf den Weg nach der Stadt. Wenn ich gleich das Geschehene nicht mehr ändern konnte, so wurden doch meine Füße von dem Verlangen beflügelt, Don Fernando zu fragen, woher er das Herz genommen habe, mich so zu behandeln. In drittehalb Tagen kam ich an in

der Stadt, und erkundigte mich gleich nach Lucindens Aeltern. Der erste, den ich fragte, erzählte mir mehr, als ich zu wissen verlangte. Er zeigte mir das Haus, und erzählte mir alles, was bey Lucindens Vermählung vorgefallen, und in der ganzen Stadt so bekannt geworden war, daß man es sich an allen Ecken erzählte. Er sagte: an dem Abend, wie Don Fernando sich mit Lucinden vermählt habe, sey sie gleich, nachdem sie das Jawort ausgesprochen, in eine tiefe Ohnmacht gefallen. Wie man sie aufgeschnürt habe, um ihr Luft zu verschaffen, habe man in ihrem Busen ein Papier von ihrer eigenen Hand gefunden, worin sie erklärte, sie könne nicht die Gemahlinn des Don Fernando werden, weil sie bereits Cardenio gehöre, der (wie mir der Mensch sagte) ein vornehmer Cavalier in derselben Stadt seyn soll, und sie habe ihr Jawort an Don Fernando lediglich aus Gehorsam gegen ihre Aeltern gegeben. Aus dem übrigen Inhalt des Papiers erhellte, daß ihre Absicht gewesen war, sich gleich nach der Trauung das Leben zu nehmen; denn sie hatte

die Ursachen angeführt, die sie zu dieser That bewogen hätten. Dieses ward noch dadurch bestätigt, daß man unter ihren Kleidern einen Dolch verborgen fand. Don Fernando, welcher aus allem schloß, daß Lucinde ihn gering schätzte, fiel sie an, und wollte sie während ihrer Ohnmacht mit ihrem eigenen Dolche erstechen, welches auch wirklich geschehen wäre, wenn es ihre Aeltern nicht verhindert hätten. Man sagt, Don Fernando hätte sich den Augenblick darauf entfernt, und Lucindens Zufälle hätten sie erst den folgenden Tag verlassen, worauf sie ihren Aeltern nochmahls versichert hätte, daß sie des Cardenio wirkliche Verlobte sey. Man hat mir auch gesagt, Cardenio sey selbst bey der Trauung gegenwärtig gewesen; wie er aber gesehen, daß Lucinde wirklich vermählt sey, welches er nicht erwartet hatte, habe er in der Verzweiflung die Stadt verlassen, nachdem er in einer zurückgelassenen Schrift sich über das Unrecht, welches ihm Lucinde gethan, beklagt, und erklärt habe, er ginge dahin, wo er nie wieder von Menschen gesehen würde.

Dieß alles war in der ganzen Stadt bekannt, und es ward allenthalben davon gesprochen, zumahl wie man noch dazu erfuhr, daß Lucinde das Haus ihrer Aeltern verlassen hatte, und aus der Stadt entwichen war, weil man sie nirgends finden konnte, worüber ihre Aeltern von Sinnen kommen wollten, weil sie kein Mittel wußten, sie ausfindig zu machen. Diese Nachrichten erweckten in mir ein Fünkchen von Hoffnung, und ich schätzte mich glücklicher, Don Fernando nicht gefunden zu haben, als wenn ich ihn an der Seite einer Gemahlinn angetroffen hätte; denn es schien mir, daß mir nun noch nicht alle Thüren zur Rettung verschlossen wären, indem ich mir schmeichelte, daß vielleicht der Himmel dieser zweyten Heirath dieß Hinderniß in den Weg gelegt hätte, damit Don Fernando in sich gehen, und bedenken möchte, was er seiner ersten Gattinn schuldig wäre, und daß er als ein guter Christ mehr das Heil seiner Sele, als menschliche Vorurtheile in Betracht ziehen müßte. Mit diesen Gedanken unterhielt ich mich, und suchte, da ich keinen Trost finden

konnte, Beruhigung in leeren und eiteln Hoffnungen, um ein Leben hinzuhalten, das mir jetzt eine Last ist. Wie ich noch in der Stadt war, ohne zu wissen was ich daselbst anfangen wollte, da ich Don Fernando nicht gefunden hatte, hörte ich öffentlich ausrufen, daß man demjenigen eine große Belohnung verspräche, welcher von meinem Aufenthalt Nachricht geben könnte. Mein Alter und meine Kleidung wurden genau beschrieben, und ich hörte, daß man mir nachsagte, der Jüngling, welcher mich begleitete, habe mich aus dem Hause meiner Aeltern entführt. Es ging mir durchs Herz, daß mein guter Nahme so empfindlich angegriffen ward, indem man sich nicht damit begnügt hatte, meine Entweichung bekannt zu machen, sondern auch mit wem ich entflohen wäre, nämlich mit einem Menschen, der so weit unter mir, und meiner Wahl so wenig würdig war. Kaum hatt' ich den Ausrufer angehört, so verließ ich die Stadt mit meinem Begleiter, der mir schon anfing Ursache zu geben, an seiner gelobten Treue zu zweifeln. Wir begaben uns noch denselben

Abend mitten in diese Wildniß, aus Furcht entdeckt zu werden. Wie man aber zu sagen pflegt, daß ein Unglück selten allein kommt, und daß das eine anfängt wo das andere sich endigt, so ging es mir auch. Mein Knecht, der mir bis dahin treu und redlich gedient hatte, ließ sich, so bald wir uns in dieser Einöde befanden, mehr von seiner eigenen viehischen Begierde, als von meiner Schönheit bewegen, sich die Gelegenheit zu Nutz zu machen, die ihm diese Wüste darbot, und mit eben so vieler Unverschämtheit, als Gewissenlosigkeit, mir seine Liebe anzutragen, und wie ich ihm mit gerechten und nachdrücklichen Verweisen seine Frechheit vorhielt, wollte er statt seiner bisherigen Bitten Gewalt brauchen. Allein der Himmel, welcher selten oder niemahls die gerechte Sache verläßt, stand mir bey, daß ich ihn mit meinen geringen Kräften und mit weniger Mühe von einer Felswand herabstürzte, wo er (ich weiß nicht ob todt oder lebendig) liegen blieb, worauf ich so eilig, als mein Schrecken und meine Ermattung es mir erlaubten, mich tiefer in diese Wildniß begab, und

mich um nichts weiter bekümmerte, als mich nur zu verbergen, und den Nachsuchungen meines Vaters und der Seinigen zu entgehen. Ich weiß nicht vor wieviel Monaten ich in dieser Absicht in dieß Gebirge kam, wo ich einen Hirten antraf, der mich als Hirtenknaben in seinem Dorfe in Dienste nahm, welches mitten in dieser Gegend liegt. Ihm habe ich diese ganze Zeit als Schäfer gedient, und mich immer im Felde aufgehalten, um diese Haare zu verbergen, die mich heute so unvermuthet verrathen haben. Aber alle meine Sorgfalt und Vorsichtigkeit half mir nichts; mein Herr entdeckte dennoch meine Verkleidung, und gerieth auf dieselben bösen Gedanken, wie mein Knecht. Weil uns nun das Glück nicht immer gegen einerley Gefahren einerley Mittel an die Hand giebt, und sich nicht allenthalben Felswände und Ravinen finden möchten, meinen Herrn eben so hinab zu stürzen, wie meinen Knecht, so hielt ich's für rathsamer, ihn zu verlassen, und mich lieber von neuem in diesen Gebüschen zu verstecken, als meine Kräfte, oder meine Beredsamkeit,

an ihm zu versuchen. Hier suchte ich demnach abermahl einen Zufluchtsort, wo ich mit Seufzern und Thränen den Himmel bitten könnte, sich meines Unglücks zu erbarmen, und mir Mittel und Kräfte zu verleihen, mich entweder daraus zu erlösen, oder mein Leben in dieser Einöde zu lassen, ohne daß ein Andenken von einer Unglücklichen übrig bliebe, welche so unschuldiger Weise Anlaß gegeben hat, daß ihr in ihrem Vaterlande und an andern Orten übel nachgeredet wird."

Capitel 29.

Von den sinnreichen Erfindungen und Anstalten, die man machte, um unsern verliebten Ritter von der peinlichen Bußübung zu erlösen, die er sich selbst aufgelegt hatte.

„Hier, meine Herren, (sprach Dorothea) habt Ihr die wahrhafte Geschichte meiner traurigen Begebenheiten. Seht und urtheilet nun selbst, ob die Seufzer, die ihr gehört, die Worte die Ihr vernommen habt, und die Thränen, die meinen Augen entströmt sind, überflüssig waren, oder nicht; und wenn Ihr die Größe meines Unglücks betrachtet, so werdet Ihr finden, daß aller Trost vergeblich ist, weil es kein Mittel giebt, mir zu helfen. Ich habe nur eine einzige Bitte, die Ihr mir leicht gewähren könnt und müsset, nämlich daß Ihr mir rathet, wo ich mein Leben zubringen kann, ohne in beständiger Furcht zu seyn, von denen, die mich suchen, gefunden zu werden. Denn obwohl ich weiß, daß die Liebe meiner Aeltern mir einen gütigen Empfang zusichern würde,

so ist doch meine Schamröthe, daß ich nicht so, wie sie es wünschten, vor ihnen erscheinen kann, so groß, daß ich mich lieber auf immer von ihrem Angesichte verbannen will, als ihren Anblick ertragen, und den Gedanken, daß sie in dem meinigen weniger Unschuld zu entdecken glauben, als sie berechtigt waren, von mir zu erwarten."

Sie schwieg, und die Farbe ihres Gesichts zeugte deutlich von den züchtig-verschämten Empfindungen ihrer Sele. Bey den Zuhörern erregten ihre Reden eben so viel Bewunderung, als Mitleiden mit ihrem Unglück. Der Pfarrer war im Begriff zu reden, um ihr Trost und Rath mitzutheilen; allein Cardenio kam ihm zuvor. „So seyd Ihr denn wirklich, schöne Dorothea, (fragte er) die einzige Tochter des reichen Clenardo?"

Dorothea erstaunte, wie sie den Nahmen ihres Vaters von einem so unansehnlichen Menschen nennen hörte (denn wir haben bereits gesagt, wie elend Cardenio bekleidet

war.) „Wer seyd Ihr denn, guter Freund, (sprach sie) daß Ihr den Nahmen meines Vaters so gut wißt? Denn ich erinnere mich doch nicht, daß ich ihn in der Erzählung meiner unglücklichen Geschichte genannt hätte.“

„Ich bin der Unglückliche, (antwortete Cardenio) von welchem Lucinde, wie Ihr erzähltet, gesagt hat, daß er ihr Gemahl wäre. Ich bin eben der unglückselige Cardenio, welchen die Treulosigkeit desjenigen, der Euch in euren gegenwärtigen Zustand versetzte, ebenfalls dahin gebracht hat, daß Ihr mich in diesen Lumpen, halb nackend, alles menschlichen Trostes, ja was noch weit schlimmer ist, meines Verstandes beraubt, vor Euch seht. Denn ich bin leider nur bisweilen, wenn es mir der Himmel auf eine kurze Zeit vergönnt, meiner Besinnung mächtig. Ich bin derselbige, schöne Dorothea! welcher gegenwärtig war, wie Don Fernando die ungerechteste Handlung von der Welt beging, und wie Lucinde das unglückliche Ja aussprach, welches sie zu seiner Gemahlinn machte. Ich

bin's, der nicht Muth hatte, zu warten, wie es mit ihrer Ohnmacht abliefe, und was der Inhalt der Schrift wäre, die man in ihrem Busen fand; weil meine Sele nicht Kraft genug hatte, soviel Unglück auf einmahl zu ertragen; daher ich die Geduld verlohr, aus dem Hause eilte, und einen Brief bey meinem Wirth zurückließ, den ich ihn bat, Lucinden zu überbringen, und mich darauf in diese Einöde begab, in der Absicht, hier ein Leben zu endigen, welches mir von dem Augenblick an zur Last war. Allein das Schicksal hat es mir nicht abnehmen wollen, sondern sich damit begnügt, mir meinen Verstand zu rauben; vielleicht, um mir noch das Glück aufzubehalten, daß ich Euch hier antreffen sollte. Und wenn dasjenige wahr ist, (wie ich nicht zweifle) was Ihr mir erzählt habt, so ist es möglich, daß der Himmel uns beyden am Ende unseres Unglücks noch ein besseres Los beschieden hat, als wir denken. Denn vorausgesetzt, daß Lucinde sich nicht mit Don Fernando vermählen kann, da sie die Meinige ist; noch er mit ihr, da er euer Gemahl ist, und da Lucinde das erstere so

feyerlich erklärt hat, so können wir hoffen, daß der Himmel uns beyden das Unsrige wiederschenken werde, da es weder verlohren, noch veräußert ist. Da wir nun diesen Trost haben, der aus einer nicht sehr entfernten Hoffnung entspringt, und auf keine ausschweifende Hirngespinnste gegründet ist, so bitte ich Euch, fasset einen Entschluß, der euren gerechten Wünschen besser angemessen ist, und hoffet auf glücklichere Zeiten, wie ich künftig ebenfalls thun werde. Ich schwöre Euch, als ein guter Christ und Cavalier, ich will Euch nicht verlassen, bis ich Euch Don Fernando wieder zuführe, und wenn ich ihn nicht mit Gründen zu seiner Pflicht gegen Euch zurückbringen kann, so will ich meine Rechte als Cavalier gegen ihn geltend machen, und Rache für Euch an ihm ausüben. Ja ich will das Unrecht, welches er mir selbst gethan hat, vergessen, und meine Rache dem Himmel anheimstellen, um nur eure Sache auf Erden zu verfechten."

Diese Anerbietungen des Cardenio verwunderten Dorothea noch mehr, und weil

sie nicht wußte, wie sie ihm genugsam dafür danken sollte, so wollte sie ihm gar die Füße küssen, welches aber Cardenio nicht zuließ. Der Pfarrer nahm das Wort für beyde, lobte die Gesinnungen des Cardenio, und rieth ihm, unter inständigen Bitten, mit ihm nach seinem Flecken zu kommen, wo er sich mit den nothwendigen Bedürfnissen versehen, und wo sie zugleich über die Mittel rathschlagen könnten, entweder Don Fernando aufzusuchen, oder Dorotheen zu ihren Aeltern zurück zu bringen, nachdem es ihnen am besten scheinen würde. Cardenio und Dorothea dankten ihm beyde, und genehmigten seinen Vorschlag. Der Barbier, der bisher aufmerksam still geschwiegen hatte, hielt nunmehr auch seine wohlgemeynte Rede, und bot seine Dienste, so fern sie nützlich seyn könnten, mit eben so vielem guten Willen an, wie der Pfarrer. Er erzählte darauf mit wenigen Worten die Ursache, welche ihn und den Pfarrer hergeführt hätte, und die sonderbaren Grillen des Don Quixote, dessen Knappen sie erwarteten, weil er nur hingegangen wäre, seinen

Herrn aufzusuchen. Cardenio erinnerte sich, wie an einen Traum, an den Streit, den er mit dem Ritter gehabt hatte, und erzählte ihn den übrigen, wiewohl er nicht sagen konnte, worüber sie sich eigentlich entzweyet hätten.

In dem Augenblick hörten sie eine Stimme, die sie gleich für die Stimme des Sancho erkannten, der ihnen rief, weil er sie nicht an demselben Orte fand, wo er sie gelassen hatte. Sie gingen ihm entgegen, und erkundigten sich nach Don Quixote. Er antwortete: er hätte ihn im bloßen Hemde angetroffen, hager, blaß, und abgezehrt von Hunger, und beständig nach seiner Dulcinea seufzend. Obwohl er ihm gesagt hätte, daß sie ihm beföhle, diesen Ort zu verlassen, und nach Toboso zu kommen, wo sie ihn erwartete, so hätte er ihm doch geantwortet, „er wäre „entschlossen, ihrer Schönheit nicht vor Augen „zu kommen, bis er solche Thaten vollbracht „hätte, die ihn ihrer Gunst würdig machten.“ Wenn es so fortginge, so liefe er Gefahr, nimmermehr Kaiser zu werden, wie es doch

seine Pflicht wäre, ja nicht einmahl ein armseliger Erzbischof. Er bat demnach, sie möchten suchen, Rath zu schaffen, um ihn fortzubringen. Der Licentiat sagte, er möchte sich nur keine Sorge machen, sie würden ihn, Trotz seinem Sparren, doch wohl fortschaffen. Er erzählte darauf Cardenio und Dorotheen den Anschlag, den sie gemacht hätten, um Don Quixote zu heilen, oder ihn wenigstens nach Hause zu schaffen; worauf Dorothea sagte, sie glaubte die nothleidende Dame besser vorstellen zu können, als der Barbier, zumahl da sie solche Kleider bey sich hätte, worin ihr die Rolle ganz natürlich stehen würde; man möchte ihr nur alles überlassen, was zur Ausführung des Plans nöthig wäre, denn sie hätte genug in Ritterbüchern gelesen, um zu wissen, was eine bedrängte Dame vorbringen müßte, wenn sie von einem irrenden Ritter einen Dienst begehrte.

„Dann brauchen wir weiter nichts zu thun, (sprach der Pfarrer) als ohne Verzug zu unserm Vorhaben zu schreiten. Das Glück

ist uns gewiß günstig, da es Euch beyden so unerwartet wieder hoffnungsvolle Aussichten eröffnet, und uns andern zugleich die Mittel erleichtert, zu unserm Zweck zu gelangen."

Dorothea nahm unverzüglich aus ihrem Bündel eine vollständige Frauenzimmerkleidung von reichem Stoff, und ein Mäntelchen von schönem grünen Zeuge, und aus einem Kästchen eine Halsschnur, nebst andern Kostbarkeiten, womit sie sich in wenigen Augenblicken wie eine reiche und vornehme Dame schmückte. Sie hatte alle diese Sachen, (wie sie sagte) aus ihrem Hause auf nöthige Fälle mitgenommen; allein bisher noch keine Gelegenheit gehabt, Gebrauch davon zu machen. Alle ergetzten sich an ihrer Anmuth, Schönheit und Liebenswürdigkeit, und erklärten, Don Fernando müsse wenig Gefühl für Schönheit haben, da er so viele Reize vernachlässigte. Am allermeisten aber hatte Sancho sein Wunder an ihr, und meynte (wie es auch wirklich war), daß er in allen Tagen seines Lebens kein schöneres Geschöpf gesehen hätte.

Er bat deswegen den Pfarrer inständig, er möchte ihm doch sagen, wer dieß schöne Frauenzimmer wäre, und was sie in diese Gegend gebracht hätte?

„Diese schöne Dame, Freund Sancho, (antwortete der Pfarrer) ist nichts Geringeres, als die Erbinn in gerader männlicher Linie, von dem großen Königreiche Micomicon, und kommt euren Herrn aufzusuchen, um eine Gunst von ihm zu bitten, daß er ein Unrecht oder Ungebühr abstellen soll, welches ein ungeschlachter Riese ihr angethan hat; und weil euer Herr überall in der bekannten Welt so hoch berühmt ist, so kommt diese Prinzessinn gerade von Guinea her, um ihn zu suchen."

„Gut gesucht und gut gefunden! (rief Sancho) besonders wenn mein Herr so glücklich ist, daß er die Ungebühr abthut, und das Unrecht recht macht, indem er dem Galgenschwängel von Riesen den Hals abschneidet, und da thut er gewiß, wenn er'n nur packen kann, und wenn's nur kein Gespenst ist;

denn gegen Gespenster kann mein Herr nichts ausrichten. Aber eins muß ich Eur Würden vor allen Dingen bitten, Herr Licentiat, daß Ihr meinem Herrn nur keine Lust macht, Erzbischof zu werden, wovor mir sehr bang' ist; sondern daß Eur Würden ihm rathen, daß er diese Prinzessinn nur gleich zur Frau nimmt, so kann er hernach nicht mehr die Weihe zum Erzbischof bekommen, und damit kommt er desto leichter zu seinem Kaiserthum, und ich zum Ziel meiner Wünsche. Denn ich hab' es reiflich bey mir überlegt, und finde für mein Theil, daß es mir nicht bathet, daß mein Herr Erzbischof wird; denn ich tauge nicht zum Kirchendienst, weil ich verheirathet bin, und soll' ich nun erst hingehen und hohlen mir Dispensation, da ich Weib und Kinder habe, so würde kein Ende in der Sache. Also lieber Herr, komt's vor allen Dingen darauf an, daß mein Herr diese Madam gleich heirathet (die ich nicht mit Nahmen nennen kann, weil ich ihre Gnaden noch nicht kenne)."

„Sie nennt sich die Prinzessinn Micomicona (sprach der Pfarrer). Den da sie

den Titel von ihrem Reiche führt, so versteht sichs, daß sie so heißen muß."

„Das versteht sich allerdings (sprach Sancho); denn ich habe schon oft Leute gefunden, die ihren Zunahmen von dem Orte angenommen haben, wo sie zu Hause gehörten, als Pedro von Alcalà, Juan von Ubeda, oder Diego von Valladolid; und so wird's auch dort in Guinea der Brauch seyn, daß die Königinnen den Nahmen von ihren Reichen annehmen."

„So wird's wohl seyn (sprach der Pfarrer), und was die Heirath mit eurem Herrn betrifft, dazu will ich alles beytragen, was in meinen Kräften ist."

Sancho war damit eben so sehr zufrieden, wie der Pfarrer über seine Einfalt verwundert war, und daß er sich alle Thorheiten seines Herrn eben so fest in den Kopf gesetzt hatte, indem er meynte, sein Herr müßte unfehlbar Kaiser werden.

Dorothea hatte inzwischen das Maulthier des Pfarrers bestiegen, und der Barbier hatte sich den Ochsenschwanz um den Bart gebunden; worauf sie Sancho baten, sie zu Don Quixote zu führen, und ihn warnten, sich ja nicht merken zu lassen, daß er den Licentiaten und den Barbier kennte, weil das ganze Kaiserthum seines Herrn von diesem Umstande abhinge, obgleich der Pfarrer und Cardenio nicht Willens waren mit zu gehen; Cardenio, weil er fürchtete, Don Quixote möchte sich an den alten Zwist erinnern, den sie mit einander gehabt hatten, und der Pfarrer, weil seine Gegenwart vor der Hand noch nicht nöthig war; sie ließen demnach die andern voran ziehen, und folgten langsam zu Fuß nach. Der Pfarrer unterließ nicht, Dorotheen Unterricht in allem zu geben, was sie thun sollte, und sie versicherte daß sie es an keinem Tittel würde fehlen lassen, in allem was die Ritterbücher darüber besagten.

Sie waren ungefähr drey Viertelmeilen fortgewandert, wie sie Don Quixote zwi-

schen einigen Felstrümmern antrafen; er war zwar schon bekleidet, aber noch unbewaffnet. Wie Dorothea ihn erblickte, und von Sancho vernahm, daß er es war, trieb sie ihren Staatsgaul an, gefolgt von ihrem langbärtigen Stallmeister; und wie sie ganz nahe zu Don Quixote kamen, warf sich der Stallmeister von seinem Maulthier, und reichte Dorotheen den Arm, die mit vieler Feyerlichkeit abstieg, und sich dem Ritter zu Füßen warf. So sehr er sich auch bestrebte, sie wieder aufzurichten, ließ sie es doch nicht zu, bis sie ihn folgendermaßen angeredet hatte: „Ich stehe nicht auf, tapfrer und gestrenger Ritter, bis eure Huld und Biderkeit mir eine Gunst gewährt, die eurer Person zum Preis und Ehre, und der kummervollesten gefährdeten edeln Magd, welche je die Sonne beschien, zum Frommen gedeihen soll; und wenn die Tapferkeit eures mächtigen Armes so groß ist, wie der Ruf eures unsterblichen Ruhms, so seyd Ihr verbunden, der Nothleidenden zu helfen, welche aus fernen Landen, durch den Ruch eures großen Nahmens an-

gezogen, hieher kam, um bey Euch Hülfe in ihrer Noth zu suchen.“

„Ich werde Euch nicht eine Sylbe antworten, edle schöne Magd, (sprach Don Quixote) noch ein Wort mehr von eurem Anliegen anhören, bis Ihr Euch von der Erde erhebt.“

„Und ich werde nicht aufstehen, edler Herr, (erwiederte die bekümmerte Magd) wenn Eur Gestrengen mir nicht zuvor versprechen, mir die Gunst, um die ich bitte, zu gewähren.“

„Sie ist Euch gewährt und zugestanden, (sprach Don Quixote), wofern sie erfüllt werden kann, ohne Schaden und Gefährde meines Königs und Vaterlandes, und derjenigen, welche Gewalt hat über mein Herz und meine Freyheit.“

„Keines von diesen, die Ihr ausnehmt, (antwortete die hülfbedürftige Magd), soll dadurch beschadet, oder gefährdet werden.“

Indem sie dieß sagte, raunte Sancho seinem Herrn ganz heimlich ins Ohr: „Eur Gnaden können ihr die Gunst, um die sie bittet, gern gewähren; es ist nur eine Kleinigkeit, und nichts weiter, als einem langen Riesenlümmel die Gurgel abzustechen, und diese Dame, die Euch darum bittet, ist die große Prinzessinn Micomicona, Königinn von dem großen Reiche Micomicon in Aethiopien.“

„Sie mag seyn wer sie wolle, (antwortete Don Quixote) so werde ich thun, was meine Pflicht ist, und was mir mein Gewissen befiehlt, nach der Regel, zu der ich mich bekenne.“ Damit kehrte er sich um zu der bittenden Jungfrau. „Eure überschwengliche Schönheit erhebe sich (sprach er). Ich gewähre Euch die Gunst, um die Ihr bitten wollt.“

„So bitte ich, (sprach die Jungfrau) daß Eure Großmüthigen Gnaden unverzüglich mit mir kommen, wohin ich Euch führen

werde, und daß Ihr mir versprecht, kein anderes Abentheur zu bestehen, und keine Fehde anzunehmen, bis Ihr mich gerächt habt an einem Ruchlosen, der wider alle göttliche und menschliche Gesetze sich meines Reichs angemaßt hat."

„Ich verspreche es Euch, (antwortete Don Quixote) und deswegen könnt Ihr, edles Fräulein, von diesem Tage an, allen Kummer, der Euch drückt, verbannen, und eure wankende Hoffnung mit neuem Geist und Kraft beleben; denn mit der Hülfe Gottes und meines Arms sollt Ihr Euch bald in euer Reich wieder eingesetzt sehen, und den Thron eures uralten und mächtigen Staats wieder besitzen, Troß allen Bösewichtern, die sich dem widersetzen wollten. Nur Hand ans Werk; denn Zaudern und Harren macht Hoffnung zum Narren."

Das nothleidende Fräulein strebte zwar sehr, dem Ritter die Hand zu küssen, aber Don Quixote, der in allen Dingen zuvor-

kommend und häßlich war, ließ es nicht geschehen, sondern ließ sie aufstehen, und umarmte sie mit vieler Manier und Anstand, und befahl Sancho, dem Rocinante den Sattel fester zu gürten, und ihn selbst von Haupt zu Fuß zu waffnen. Sancho hohlte die Waffen, die wie Trophäen an einem Baume hingen, zog dem Gaul den Sattelgurt an, und waffnete seinen Herrn. „Laßt uns nun in Gottes Nahmen gehen (sprach dieser, wie er gerüstet war) und dieser erhabenen Dame Hülfe schaffen.“

Der Barbier lag noch immer auf den Knien, und hatte große Noth, sich das Lachen zu verbeißen, und seinen Bart nicht zu verlieren, wodurch vielleicht alle guten Hoffnungen wären vereitelt worden. Wie er sah, daß die Gunst gewährt war, und daß Don Quixote sich so schnell anschickte, sein Versprechen zu erfüllen, sprang er auf und gab seiner Gebieterinn gleichfalls die Hand, und half dem Ritter, sie auf ihr Maulthier zu setzen. Don Quixote bestieg alsobald seinen Rocinante,

und der Barbier seinen Maulesel. Sancho mußte zu Fuße gehen, und empfand von neuem den Verlust seines Grauen, der ihm jetzt sehr nöthig gewesen wäre. Doch litt er alles mit Geduld, weil er dachte, sein Herr wäre jetzt auf guten Wegen, und ganz nahe dabey, Kaiser zu werden; denn er zweifelte gar nicht, daß er diese Prinzessinn heirathen, und zum wenigsten König von Micomicon werden würde. Das einzige, was ihm dabey nicht gefiel, war der Gedanke, daß das Königreich im Negerlande läge, und daß seine künftigen Unterthanen lauter Neger seyn würden. Er besann sich aber bald auf ein gutes Mittel. „Was geht's mich an, (dacht' er), daß meine Unterthanen Neger sind? Was hab' ich denn mehr zu thun, als sie bey Schiffsladungen nach Spanien zu schicken, und sie zu verkaufen, wo man mir mein bares Geld für sie giebt? Damit kauf' ich mir einen Titel, oder'n Amt, das mir all mein Lebenlang Brod giebt. Ja, wer sich aufs Ohr legte, und sich nicht zu helfen wüßte, um ein dreißigtausend oder zehntausend Unterthanen

zu verkaufen, wie eine Semmel! Aber mein Seel! sie sollen mir wohl abgehen, wie sie sind, groß und klein durch einander, und wenn sie auch rabenschwarz sind, so will ich schon wissen, sie in weiß und gelb zu verwandeln. Nur her damit; mir jücken schon die Finger darnach." Mit diesen Gedanken wanderte er so schnell und so zufrieden fort, daß er an die Beschwerlichkeit des Fußgehens nicht gedachte.

Cardenio und der Pfarrer sahen aus einem Gebüsche zu, und rathschlagten, wie sie es anfangen sollten, um sich mit in den Zug zu mischen. Der Pfarrer, der sehr gut Anschläge zu machen wußte, kam bald auf einen Einfall, wie sie zu ihrem Zweck kommen wollten. Er schnitt dem Cardenio mit einer Schere, die er bey sich hatte, den Bart in der Geschwindigkeit ab, gab ihm seinen grauen Ueberrock und schwarzen Mantel, und er selbst blieb in Weste und Hosen. Cardenio war in seinem neuen Aufzuge so verändert, daß er selbst sich nicht würde wieder erkannt haben, wenn er sich im Spiegel gesehen hätte. Ehe die

beyden mit ihrem Umkleiden fertig wurden, hatten nun zwar die andern bereits einen ziemlichen Vorsprung gewonnen; weil aber die Reiter durch die Dornen und Hecken nicht so geschwind fortkommen konnten, wie die Fußgänger, kamen sie doch eher, als jene, auf die Heerstraße. Hier kamen sie ihnen beym Ausgange aus der Wildniß entgegen, und wie Don Quixote und seine Begleitung heraus kam, sah der Pfarrer dem Ritter eine Zeitlang steif ins Gesicht, als ob er sich seiner zu erinnern suchte. Wie er ihn genug angesehen hatte, eilte er mit offenen Armen auf ihn zu, und rief mit lauter Stimme: „Willkommen, willkommen sey mir der Spiegel der Ritterschaft, mein tapfrer Herr und Landsmann Don Quixote, die Blume und Krone des Adels, die Stütze und Hülfe der Nothleidenden, und die Quintessenz aller fahrenden Ritter!“ Indem er dieß sagte, umfaßte er das linke Knie des Ritters, welcher voll Verwunderung über das, was dieser Mann that und sagte, ihn wiederum aufmerksam betrachtete, bis er ihn endlich erkannte, und

nicht wenig erstaunte, ihn anzutreffen. Er wollte mit Gewalt absteigen; allein der Pfarrer wollte es nicht zugeben. „Laßt mich doch, lieber Herr Licentiat (rief Don Quixote). Es schickt sich nicht, daß ich reite, wenn ein so achtbarer Mann, wie Eur Würden, zu Fuß geht."

„Ich lasse Euch nimmermehr absteigen (sprach der Pfarrer). Bleiben Eure Hoheit zu Pferde; denn auf eurem Streitrosse vollbringt Ihr die größesten Thaten und Abentheuer, die unser Zeitalter gesehen hat. Mir, als einem unwürdigen Diener der Kirche, genügt es, mich bey einem von diesen Herrschaften, die mit Eur Gestrengen ziehen, hinten aufs Maulthier zu setzen, wenn's ihnen nicht zuwider ist, und ich werde mir einbilden, den Pegasus selbst unterm Leibe zu haben, oder das Zebra oder Turnierroß des berühmten Mohren Musarach, welcher noch jetzt auf dem hohen Berge Zulema, nicht weit von dem großen Compluto *), verzaubert liegt."

---

*) Alcalà de Henàres.

„Daran hatt' ich nicht gedacht, Herr Licentiat (versetzte Don Quixote). Ich bin aber gewiß versichert, diese Prinzessinn wird mir zu Liebe die Gnade haben, ihrem Stallmeister zu befehlen, daß er Euch den Sattel seines Maulthiers einräumt, und er kann hinter Euch aufsitzen, wenn es das Thier leidet."

„Das wird es wohl, (sprach die Prinzessinn), und ich weiß gewiß, daß es nicht nöthig seyn wird, meinem Herrn Stallmeister deswegen etwas zu befehlen. Er ist viel zu gefällig und höflich, als daß er zugeben sollte, daß eine geistliche Person zu Fuße ginge, wenn ein Thier zum Reiten bey der Hand ist."

„Bey Leibe nicht" sprach der Barbier, und sprang ab, um dem Pfarrer den Sattel anzubieten, der sich auch nicht lange bitten ließ, und aufsaß. Das Unglück war, wie der Barbier sich hintenauf setzen wollte, daß der Miethesel (man denkt sich's schon dabey, daß er nicht viel taugte) die Hinterviertel ein

wenig aufhob, und ein Par Schläge hinten-
aus that, worüber Meister Niklas, wenn
er sie vor den Kopf, oder vor die Brust be-
kommen hätte, den Tag und die Stunde
würde zum Teufel gewünscht haben, da er
Don Quixote nachzog. Er erschrack wirk-
lich so sehr, daß er zu Boden fiel, und so
wenig auf seinen Bart Achtung gab, daß er
ihn auf die Erde fallen ließ. Wie er es ge-
wahr ward, wußte er sich nicht anders zu
helfen, als daß er sein Gesicht mit beyden
Händen verbarg, und klagte, daß ihm alle
Zähne ausgeschlagen wären.

Don Quixote, der ein solches Bündel
Barthaar, ohne Kinnbacken oder Blut, so
weit von dem hingestreckten Stallmeister liegen
sah, rief: „Alle Himmel, welch ein Wunder-
werk! Hat er ihm nicht den Bart so glatt
von den Knebeln geputzt, als wenn ihn jemand
geschoren hätte!"

Der Pfarrer, welcher merkte, daß seine
Kriegslist Gefahr lief, entdeckt zu werden,

sprang geschwind nach dem Bart, und ging damit zu Meister Niklas, der noch immer lag und schrie; nahm ihm den Kopf in die Arme, und band ihm den Bart wieder an, indem er einige Worte murmelte, die er für eine Beschwörung ausgab, um abgefallene Bärte wieder anwachsen zu machen, wovon man gleich den Beweis sehen würde. Wie er fertig war, kam er zurück, und der Stallmeister war wieder so bärtig und gesund, wie vorher, zu nicht geringer Verwunderung des Ritters, welcher den Pfarrer bat, ihn gelegentlich diese Beschwörung zu lehren, weil er meynte, ihre Kraft müßte sich auch wohl noch auf etwas mehr, als Bärte erstrecken; denn es wäre doch wohl klar, daß ein abgeschundener Bart nicht ohne Zerfleischung des Kinns und der Knebeln abgehen könnte, und da das wieder heil geworden wäre, so müßte sich auch wohl mehr damit heilen lassen. „Allerdings" sprach der Pfarrer, und versprach es ihn bey erster Gelegenheit zu lehren.

Sie kamen überein, daß jetzt der Pfarrer zuerst reiten sollte, hernach aber wollten die

drey mit einander abwechseln, bis sie nach dem Wirthshause kämen, welches etwan zwey Meilen entfernt war. Wie sich Don Quixote, die Prinzessinn und der Pfarrer, zu Pferde gesetzt hatten, und Cardenio, der Barbier und Sancho, zu Fuß nebenher gingen, sprach Don Quixote zu der Prinzessinn: „Eure Hoheit, gnädigste Prinzessinn, führe uns nun dahin, wo es Euch gefällt."

Ehe sie ihm antwortete, nahm der Pfarrer das Wort: „Nach welchem Reiche (sprach er) befehlen Eure Gnaden zu gehen? Nach Micomicon vermuthlich, oder ich müßte mich sehr irren."

Sie verstand den Wink, und antwortete: „Ja, mein Herr, nach diesem Königreiche will ich hin."

„Wenn das ist (versetzte der Pfarrer), so geht der Weg gerade durch unsern Flecken, und von dort nehmen Eure Gnaden ihre Straße nach Carthagena, wo Ihr Euch in

Gottes Nahmen einschiffen könnt, und wenn Ihr guten Wind, ruhige See, und keine Stürme antrefft, könnt Ihr in etwas weniger als neun Jahren im Gesicht des großen Palus Mäonis oder Mäotis ankommen, und von da habt Ihr nicht mehr als hundert Tagereisen bis nach dem Reiche Eurer Hoheit."

„Eur Würden irren sich (sprach sie). Ich bin vor nicht gar zwey Jahren ausgereiset, und habe gar kein sonderliches Wetter gehabt, und bin doch in dieser Zeit dahin gelangt, denjenigen anzutreffen, den ich so sehr zu sehen wünschte, nämlich den Herrn Don Quixote von la Mancha, dessen Ruhm mir zu Ohren kam, so bald ich nur in Spanien anlangte, welches mich bewog, ihn aufzusuchen, um mich seiner Willfährigkeit zu befehlen, und meine gerechte Sache der Tapferkeit seines unüberwindlichen Arms anzuvertrauen."

„Genug hievon; nicht mehr Lobreden! (unterbrach sie Don Quixote). Ich hasse

alle und jede Schmeicheley, und wenn auch dieß keine ist, so beleidigen doch dergleichen Reden die Bescheidenheit meiner Ohren. Alles was ich sagen kann, meine Gnädige, ist, ich mag tapfer seyn, oder nicht, alles was ich kann, oder nicht kann, will ich in eurem Dienst anwenden, und mein Leben mit daran wagen. Wir wollen das aber bis zu seiner Zeit an die Seite setzen, und inzwischen den Herrn Licentiaten bitten, uns zu sagen, was ihn so allein, ohne Bediente, und so leicht gekleidet, in diese Gegenden geführt hat, welches mich sehr wundert."

„Das will ich Euch kürzlich erzählen (antwortete der Pfarrer). Eure Gnaden müssen wissen, Herr Don Quixote, daß ich mit unserm Freunde Meister Niklas, dem Barbier, nach Sevilla wollte, um eine Summe Geldes zu hohlen, die mir ein Freund, der vor einigen Jahren nach Indien ging, herüber geschickt hatte, und zwar nicht weniger, als an die Sechszigtausend harte Thaler, und das ist keine Kleinigkeit. Wie wir nun gestern

durch diese Gegend kamen, wurden wir von vier Straßenräubern angefallen, die uns so rein ausplünderten, daß sie uns nicht das Haar im Bart übrig ließen, so daß der Barbier sich einen falschen aufsetzen mußte, und auch diesen jungen Mann (er wies auf Cardenio) machten sie so kahl, wie die Hand. Das sonderbarste dabey ist, daß die Räuber, die uns anfielen, (wie die Rede in der Gegend geht), zu einer Bande Galerensclaven gehören sollen, welche an eben derselben Stelle ein Mann von so großer Tapferkeit in Freyheit gesetzt hat, daß der Commissar und die Wache, die sie begleiteten, nicht im Stande waren, ihn zu verhindern, sie alle zusammen los und ledig zu machen. Der Mensch muß ohne allen Zweifel entweder unsinnig seyn, oder ein eben so großer Schelm wie sie, oder ein Mensch, der keine Barmherzigkeit und Gewissen hat, daß er so den Wolf unter die Schafe, den Fuchs unter die Hühner, und den Bären unter die Bienenstöcke losgelassen hat; daß er gegen Recht und Billigkeit, und wider seine Pflicht gegen seinen Herrn und

König, die Galeren um ihre Hände gebracht, und die heilige Brüderschaft in Bewegung gesetzt hat, die seit vielen Jahren ruhig schlummerte; mit einen Worte, daß er eine That verübt hat, die seiner Sele zum Schaden, und seinem Körper nicht zum Gedeihen gereicht." (Sancho hatte nämlich dem Pfarrer und dem Barbier das Abentheuer mit den Galerensclaven erzählt, welches sein Herr so sehr zu seinem Ruhm hinausgeführt hätte. Deswegen erzählte es der Pfarrer mit so harten Anmerkungen, um zu sehen, was Don Quixote darüber sagen, oder thun würde, der bey jedem Worte des Pfarrers die Farbe veränderte, und es nicht wagte, sich merken zu lassen, daß er der Befreyer der wackern Gesellschaft gewesen.) Diese (sprach der Pfarrer) haben uns ausgeplündert, und Gott verzeih' es dem Sünder, welcher sie der gerechten Strafe entzog."

Capitel 30.

Von dem klugen Benehmen der schönen Dorothea, und von andern sehr angenehmen und unterhaltenden Dingen.

Kaum hatte der Pfarrer ausgeredet, so rief Sancho: „Mein Seel! Herr Licentiat, das hat Niemand anders, als mein Herr gethan, obwohl ich's ihm genug abgerathen, und ihn gebeten hatte, zu bedenken was er vorhätte, und daß es Sünde wäre, solche abgefeimte Spitzbuben loszulassen."

„Grützkopf! (rief Don Quixote). Was hat ein fahrender Ritter nöthig, zu untersuchen, ob die Nothleidenden, Gefesselten, und Bedrängten, die ihm in den Weg kommen, durch ihre Schuld, oder für ihr Wohlverhalten, sich in solchem Zustande befinden? Seine Pflicht fordert bloß, daß er ihnen aus der Noth helfe, und sein Augenmerk nicht auf ihre Schelmstücke, sondern auf ihre Leiden richte. Mir kam ein Kränzchen betrübter

und unglücklicher Leute entgegen, und ich that, was mein Eid mich zu thun verpflichtete; das übrige wird Gott richten. Und wer was dawider einzureden hat, (mit allem Respect vor der geistlichen Würde des Herrn Licentiaten und vor seiner geehrten Person), der versteht sich schlecht aufs Ritterwesen, und lügt wie ein Schurke und Grobian, und das will ich ihm allenthalben mit meinem Schwert beweisen."

Hierauf setzte sich der Ritter fest in den Bügeln, und drückte seine Bickelhaube ins Gesicht, (denn das Bartbecken, oder Mambrins Helm, hing am Sattelknopf, bis die Beulen, die ihm die Galerensclaven gegeben hatten, konnten ausgeklopft werden). Dorothea, die ein eben so kluges, als aufgewecktes Mädchen war, welche den schiefen Sinn des Ritters schon kannte, und wußte, daß sich ein Jeder über ihn lustig machte, außer Sancho Panza, wollte nicht unterlassen, das ihrige zu dem Scherze beyzutragen. „Herr Ritter, (sprach sie) ich bitte Eur Gnaden, des Ver-

sprechens zu gedenken, das Ihr mir gegeben habt, kein anderes Abentheuer zu bestehen, so nothdringend es auch immer seyn mag. Beruhigen Eur Gnaden Ihr Gemüth; denn wenn der Herr Licentiat gewußt hätte, daß die Galerenbuben ihre Befreyung diesem unüberwindlichen Arme zu verdanken hätten, so hätt' er sich lieber dreymahl das Maul vernähen lassen, und sich dreymahl die Zunge abgebissen, eh' er einmahl ein Wörtchen gesprochen hätte, das Eur Gnaden zum Verdruß gereichen könnte."

„Ja wahrhaftig! (sprach der Pfarrer), und den halben Knebelbart hätt' ich mir lieber noch dazu ausgerissen."

„Ich will schweigen, gnädige Pinzessinn, (sprach Don Quixote), und will den gerechten Zorn unterdrücken, der schon in meiner Brust entflammt war, und mich still und ruhig verhalten, bis ich den Dienst verrichtet habe, den ich Euch zusagte. Doch zum Lohn für meine Willfährigkeit bitt' ich Euch, mir zu sagen, worin euer Kummer besteht, und wer

und welcherley Personen es sind, an denen ich Euch schuldige Genugthuung und Rache verschaffen soll?"

„Das will ich Euch gern berichten (erwiederte Dorothea), wenn Euch Thränen und Klagen nicht Ueberlast verursachen."

„Ganz und gar keine" versicherte Don Quixote, und Dorothea versetzte:

„Wenn das ist, so hören mir Eure Gestrengen und Würden sämtlich zu."

Cardenio und der Barbier näherten sich ihr an beyden Seiten, um zu sehen wie sie ihre Geschichte einfädeln würde. Dasselbe that Sancho, der eben so wie sein Herr, alles für bare Wahrheit von ihr aufnahm. Nachdem Dorothea sich bequem im Sattel zurechtgesetzt, und mit Husten und Räuspern die nöthige Vorbereitung gemacht hatte, begann sie mit vieler Anmuth ihre Erzählung:

„Vor allen Dingen, meine Herren, müssen Eure Gnaden wissen, man nennt

mich ....." Hier stockte sie ein wenig, weil ihr der Nahme nicht gleich beyfiel, den ihr der Pfarrer gegeben hatte. Er war aber schnell bey der Hand, wie er es merkte. „Kein Wunder (sagte er), daß Eure Hoheit verwirrt und verlegen werden, indem Sie Ihre traurigen Schicksale erzählen, die sehr oft im Stande sind, den Menschen dermaßen das Gedächtniß zu rauben, daß sie ihren eigenen Nahmen vergessen, wie es Eurer erhabenen Hoheit auch ergeht, indem Ihr Euch nicht erinnert, daß Ihr die Prinzessinn Micomicona, die rechtmäßige Erbinn des großen Reiches Micomicon seyd. Diese Erinnerung wird Eurer Hoheit betrübtem Gedächtniß genügen, um den Faden eurer Erzählung ohne weitere Schwierigkeit daran zu knüpfen."

„Das ist auch die Wahrheit, (erwiederte Dorothea) und von nun an hoffe ich, daß ich ohne weitere Zurechtweisung meine wahrhafte Geschichte richtig zu Ende bringen werde. Der König mein Vater, den man Tinacrio

den Vielwissenden nannte, war sehr bewandert in der Wissenschaft, die man die Magie nennt. Er fand durch seine Künste, daß meine Mutter, die Königinn Xaramilla, früher sterben würde, als er, und daß er selbst bald nachher die Zeitlichkeit verlassen, und ich als eine vater- und mutterlose Waise zurückbleiben würde. Das alles (pflegte er zu sagen) machte ihm jedoch bey weitem nicht so viele Sorge, als ein anderer Umstand, den er gleichfalls ganz gewiß vorhersähe, nämlich daß ein ungeheurer Riese, der Beherrscher einer großen Insel, die fast an unser Königreich gränzt, Pandafilando mit dem grellen Blick genannt (denn es ist eine ausgemachte Sache, daß er zwar ein Par gesunde gerade Augen hat; aber er verdreht sie, als wenn er übersichtig wäre, bloß aus Bosheit und um den Leuten bange zu machen), daß dieser Riese, sag' ich, so bald er wüßte, daß ich verwaist wäre, mit einer großen Macht in mein Reich fallen, und mir alles wegnehmen würde, ohne mir auch nur ein armseliges Dörfchen übrig zu lassen, wohin

ich meine Zuflucht nehmen könnte. Alle diesem Unglück könnte ich zwar ausweichen, wenn ich ihn heirathen wollte; allein mein Vater dachte wohl, daß ich eine so ungleiche Heirath nimmermehr eingehen würde; und darin hatt' er nicht unrecht, denn es ist mir in meinem Leben noch nicht eingefallen, weder diesen Riesen, noch irgend einen andern zu heirathen, wenn er auch der große Stoffel selbst gewesen wäre. Mein Vater sagte ferner, wenn er nun sterben würde, und ich sähe, daß mir Pandafilando ins Land fiele, so möcht' ich mich nicht damit aufhalten, ihm Widerstand zu leisten, weil ich mir damit nur Unheil bereiten würde; sondern ich sollte ihm die Gränze offen lassen, wenn ich nicht wollte, daß er mir alle meine guten Unterthanen vertilgte und umbrächte, weil mich meine Kräfte gegen die teuflische Macht des Unholden doch nicht vertheidigen könnten. Ich sollte mich aber nur gleich mit einigen von meinen Leuten auf den Weg nach Spanien machen, wo ich Hülfe in meinen Leiden bey einem irrenden Ritter finden würde, dessen Ruhm sich über das ganze

Reich erstreckte, und welcher (wo ich nicht irre) Don Azote oder Don Gigote *) heissen sollte."

„Don Quixote wird er gesagt haben; (sprach Sancho) sonst auch der Ritter von der traurigen Gestalt genannt."

„Ganz recht, (versetzte Dorothea) und er beschrieb ihn, als lang von Wuchs, hager von Gesicht, und an der rechten Seite unter der linken Schulter soll er ein Muttermahl haben, mit Haaren darauf, wie Schweinsborsten."

„Komm her, Freund Sancho, (sprach Don Quixote, wie er dieß hörte) hilf mich entkleiden, damit ich sehe, ob ich der Ritter bin, von dem der gelehrte König geweißagt hat."

„Warum wollten denn Eure Gnaden sich auskleiden?" fragte Dorothea.

---

*) Don Ochsenziemer, oder Don Pfannkuchen.

„Um zu sehen (versetzte der Ritter), ob ich das Mahl habe, das Euer Herr Vater andeutet.“

„Das Auskleiden wird nicht nöthig seyn (sprach Sancho). Ich weiß, daß Eur Gestrengen ein Mahl von solcher Art mitten auf dem Rückgrat haben, als ein Merkmahl der Kraft.“

„Das ist hinlänglich (sprach Dorothea). Unter Freunden nimmt man's nicht so genau, und wenn das Mahl nur da ist, so gilt's gleichviel, ob es an der Schulter sitzt, oder auf dem Rückgrat; denn es ist doch alles einerley Fleisch und Bein. Ohne Zweifel hat es mein guter Vater in allen Stücken getroffen, und ich auch, indem ich mich dem Herrn Don Quixote empfohlen habe, und er muß es gewiß seyn, von dem mein Vater sprach; denn die Beschreibung des Gesichts und des großen Ruhms, den er nicht nur in Spanien, sondern auch in ganz la Mancha hat, treffen zusammen. Ich war kaum in

Ossuna ans Land getreten, so hörte ich schon soviel von seinen Thaten, daß es mir gleich einfiel, er müßte derjenige seyn, den ich suchte."

„Wie kamen denn Euer Gnaden in Ossuna zu landen, fragte Don Quixote), da es doch kein Seehafen ist?"

„Die gnädige Prinzessinn (sprach der Pfarrer) will damit vermuthlich sagen, daß der erste Ort, wo sie nach ihrer Landung in Malaga von Eur Gnaden reden hörte, Ossuna gewesen sey."

„So meynte ich's allerdings (sprach Dorothea)."

„Und so läßt sich's auch begreifen (sprach der Pfarrer). Belieben Eure Majestät nur weiter fortzufahren."

„Ich weiß nichts weiter hinzuzusetzen, (erwiederte Dorothea), als daß mir am

Ende das Glück so wohl gewollt hat, daß ich den Herrn Don Quixote gefunden habe; denn damit schätze ich mich schon wieder im Besitze meines Throns und meines ganzen Königreichs; indem er aus seiner Güte und stattlichen Großmuth mir die Gunst gewährt hat, mit mir zu gehen, wohin ich ihn führe, nämlich gerades Weges gegen den Riesen Pandafilando mit dem grellen Blick, damit er ihn erlege, und mich wieder in mein Reich einsetze, dessen sich jener mit so vieler Ungebühr angemaßt hat. Das alles wird gewiß von Wort zu Wort erfüllt werden, da es Tinacrio der Vielwissende, mein guter Vater, so vorhergesagt hat, und überdieß noch in Griechischer und Chaldäischer Schrift (die ich nicht lesen kann) hinzugesetzt, wenn dieser Ritter seiner Prophezeyung, nachdem er den Riesen umgebracht, Neigung hätte sich mit mir zu vermählen, so sollte ich ihn den Augenblick zu meinem rechtmäßigen Gemahl annehmen, und ihn von meinem Reiche und meiner Person zugleich Besitz nehmen lassen."

„Was sagst du nun, Freund Sancho?“ (fragte Don Quixote). Hörst Du was da gesprochen wird? Hab' ich Dir das nicht gesagt? Siehst Du, wie wir da in einem Augenblick ein Königreich zu regieren und eine Königinn zur Gemahlinn bey der Hand haben!?“

„Ja, mein Seel! (sprach Sancho) Und ein H.... der nicht heirathet, so bald er dem Pandelimandel ein Guckloch durch die Lunge gebohrt hat! Gelt die Königinn ist häßlich? Daß mir doch solch ein Floh ins Bett hüpfte!“ Dabey schnitt er Capriolen und Luftsprünge, und war ausgelassen vor Freude. Den nächsten Augenblick griff er Dorotheens Maulthier in die Zügel, bat sie stille zu halten, und warf sich vor ihr auf die Knie, indem er sie bat, ihm ihre Hand zu küssen zu geben, zum Zeichen, daß er sie für seine Königinn und Gebieterinn erkennte.“

Welcher Zuschauer hätte sich des Lachens enthalten können, über die Thorheit des Herrn,

und über die Leichtgläubigkeit des Dieners! Dorothea reichte ihm die Hand, und versprach ihn zum großen Herrn in ihrem Reiche zu machen, so bald es ihr der Himmel so gut werden ließe, sich wieder im Besitz desselben befestigt zu sehen; und Sancho dankte ihr mit so vielen Worten, daß sie alle von neuem lächeln mußten.

„Ich habe Euch, meine Herren, (fing Dorothea wieder an) meine ganze Geschichte erzählt, und muß Euch nur noch sagen, daß mir von allen meinen Leuten, die ich zur Begleitung aus meinem Reiche mitnahm, nur dieser einzige gute bärtige Stallmeister übrig geblieben ist. Die übrigen ertranken alle mit einander in einem Sturm, den wir im Angesichte des Hafens hatten. Er und ich, wir retteten uns durch ein halbes Wunderwerk auf einem Par Brettern ans Land. Solchermaßen ist alles mit mir mein ganzes Leben lang Wunder über Wunder und lauter unbegreifliches Schicksal gewesen, wie Ihr gehört habt. Wenn ich in einigen Dingen nicht so richtig und ordentlich

erzählt habe, wie ich wünschte, so schreibt es der Ursache zu, die der Herr Licentiat zu Anfang angeführt hat, daß unaufhörliche und außerordentliche Leiden und Anstrengungen das Gedächtniß schwächen."

„Mein Gedächtniß sollen sie nicht schwächen, hohe und tugendbegabte Prinzessinn! (versetzte Don Quixote) so lange ich mich euren Diensten widme, sie mögen so groß seyn, wie sie wollen. Ich bestätige deswegen von neuem die Verheißung, die ich Euch gegeben habe, und verspreche, mit Euch bis ans Ende der Welt zu gehen, bis ich euren wüthenden Feind antreffe, dem ich unter dem Beystande des Himmels und meines Arms den stolzen Kopf vor die Füße zu legen hoffe, mit der Schärfe dieses (ich will nicht sagen guten) Schwerts (dank dem Gines von Passamonte, der mir das meinige stahl.)" Dieß sprach er zwischen den Zähnen, und fuhr dann fort: „So bald ich ihn erlegt, und Euch in den ruhigen Besitz eures Reichs wieder eingesetzt habe, steht es in eurem Be-

lieben, mit eurer Person zu schalten, wie es Euch am besten gefällt; denn so lange meine Gedanken mit Niemand anders beschäftigt, mein Wille Niemand anders unterworfen, und meine Sinne in Niemand anders versenkt sind, als mit und in Jener .... (ich rede nicht weiter) .... so ist es mir nicht möglich, an eine andere Heirath zu denken, wenn es auch mit dem Vogel Phönix selbst wäre."

Sancho nahm diese letzte Erklärung seines Herrn, daß er sich nicht verheirathen wollte, gewaltig übel, so daß er mit großem Zorn die Stimme erhob und ausrief: „Himmel und Element, Herr Don Quixote! Ich glaube Ihr seyd nicht bey Trost. Ist's möglich, daß Ihr Euch nur einen Augenblick bedenken könnt, eine so große Prinzessinn zu heirathen, wie diese? Denkt Ihr, daß Euch das Glück hinter jedem Eckstein solch'n Fundstück aufheben soll, wie's Euch jetzt anbietet? Ist etwan unser gnädiges Fräulein Dulcinea schöner wie sie? Nein, wahrhaftig nicht, und nicht 'nmahl halb so hübsch,

und ich wollte wohl sagen, daß sie dieser hier nicht die Schuhriemen auflösen darf. Was zum Unglück soll aus der Grafschaft werden, worauf ich warte, wenn Eur Gnaden die Birnen vom Ulmbaum pflücken wollen? Heirathet, daß Euch der Henker hohle! heirathet geschwind, und nehmt das Reich vorlieb, das Euch wie 'ne gebratne Taube ins Maul fliegt, und macht mich zum Marquis oder zum Präsidenten; hernach mag mein'twegen der Teufel alles hohlen!"

Don Quixote, der solche Lästerungen gegen seine Dulcinea ausstoßen hörte, konnte sich nicht halten, sondern erhob seine Pike, und gab Sancho, ohne ein Wort zu sagen, oder auch nur Kopf weg! zu rufen, ein Par solche Schläge, daß er ihn zur Erde warf, und wenn ihn Dorothea nicht gebeten hätte, ihm nicht mehr zu geben, so hätt' er ihm ohne Zweifel das Lebenslicht ausgeblasen. "Denkst Du Schlingel, (sagt' er ihm endlich) daß ich beständig die Hände in der Tasche haben soll, und daß Du nur einen

dummen Streich nach dem andern machen darfst, und ich nur immer verzeihen muß? Denk Du das nur nicht, Du verdammter Lotterbube, der Du bist, da Du deine Zunge gegen die unvergleichliche Dulcinea von Toboso loslässest. Weißt Du's etwan nicht, Du Bauerlümmel, Du Taugenichts, Du Schöpskopf! wenn nicht alles durch die Kraft geschähe, welche sie meinem Arm einflößt, daß ich dann nicht das Vermögen hätte, einen Floh todtzuschlagen? Sprich, du Erzschelm mit der Natterzunge! Wer, meynst Du wohl, hat dieß Reich erobert? Wer hat dem Riesen den Kopf heruntergehauen und Dich zum Marquis gemacht? (denn das alles nehm' ich an, als geschehen und abgethan), wenn es nicht Dulcineens Macht ist, die meinen Arm nur zum Werkzeug ihrer Thaten braucht. Sie kämpft in mir und überwindet in mir, und ich lebe und webe nur in ihr, und empfange von ihr Daseyn und Thatkraft. O Du abgefeimter Bube! Wie undankbar bist Du, da man Dich aus dem Staube erhebt und zum adeligen Herrn macht, daß Du solche hohe

Wohlthaten mit Afterreden gegen deine Wohlthäterinn vergelten kannst?"

Sancho war nicht so zu Brey geschlagen, daß er nicht jedes Wort gehört hätte, das ihm sein Herr sagte. Er sprang ziemlich rasch in die Höhe, und verschanzte sich hinter Dorotheens Staatsroß, wo er seinem Herrn zurief: „Sagt mir nur, gnädiger Herr, wenn Ihr entschlossen seyd, nicht in die Heirath mit dieser großen Prinzessinn zu willigen, ist's dann nicht klar, daß Ihr das Reich nicht bekommt; und wenn das nicht ist, was könnt Ihr mir dann für Belohnungen geben? Darüber beklag' ich mich nur. Heirathet nur, mir nichts Dir nichts, diese Prinzessinn, da wir sie einmahl haben, als wenn sie für uns aus den Wolken gefallen wäre; hernach könnt Ihr's immer wieder mit Fräulein Dulcinea halten, denn es wird ja wohl mehr Könige in der Welt gegeben haben, die sich Matratzen hielten. Auf die Schönheit will ich mich nicht einlassen; denn in der That, wenn ich so sagen soll, so scheinen sie mir beyde nicht

übel, obwohl ich Fräulein Dulcinea nie gesehen habe."

„Wie kannst Du sagen, daß Du sie nie gesehen hast, Du lügenhafte Lästerzunge? (rief Don Quixote). Hast Du mir nicht noch eben jetzt eine Botschaft von ihr gebracht?"

„Ich wollte nur sagen, daß ich sie nicht so aufmerksam betrachtet habe, (versetzte Sancho), daß ich ihre Schönheit und ihre Anmuthigkeiten recht Stück vor Stück hätte bemerken können, aber so in Bausch und Bogen gefiel sie mir recht gut."

„Nun, so bist Du bey mir entschuldigt (sprach Don Quixote). Verzeihe Du mir auch, was ich Dir zu Leide that; man kann sich der ersten Bewegungen nicht immer erwehren."

„Das merk' ich (sprach Sancho). Eben so ist das Schwatzen immer bey mir die erste Bewegung, und ich kann's nicht

lassen, wenigstens einmahl zu sagen, was mir ins Maul kommt.“

„Nimm Dich aber doch in Acht, was Du sagst, Sancho (versetzte Don Quixote); denn der Eimer geht so lange zu Wasser — Du verstehst mich.“

„All' gut! (sprach Sancho) Unser Herr Gott im Himmel sieht in alle Dinge, und wird am besten richten, wer das meiste Unrecht thut, ich, wenn ich nicht recht rede, oder Eur Gnaden, wenn Ihr nicht recht handelt.“

„Genug (sprach Dorothea); nichts mehr von dem allen. Lauft, Sancho, küßt eurem Herrn die Hand, und bittet ihn um Verzeihung, und künftig nehmt Euch in Acht mit euren Lobreden und Lästerungen, und sprecht nie wieder etwas gegen diese Dame von Toboso, die ich nicht weiter kenne, als daß ich ihre Dienerinn bin. Uebrigens verlaßt Euch auf den Himmel, so wird's Euch nicht an einer Versorgung fehlen, wovon Ihr wie ein Prinz leben könnt.“

Sancho ging mißmüthig hin und bat seinen Herrn um die Hand. Er reichte sie ihm mit Herablassung hin, und wie Sancho sie ihm geküßt hatte, gab er ihm seinen Segen und sagte, er sollte ein wenig mit ihm voraus gehen, weil er ihn gern verschiedenes fragen, und einige Sachen von großer Wichtigkeit mit ihm abthun wollte; Sancho gehorchte, und sie zogen ein wenig vor den andern voraus. „Seitdem Du zurück gekommen bist, Sancho, (fing Don Quixote an) habe ich weder Zeit noch Gelegenheit gehabt, Dich nach vielen besondern Umständen zu fragen, in Ansehung der Gesandtschaft, die ich Dir aufgetragen hatte, und der Antwort, die Du mir gebracht hast. Jetzt, da uns das Glück eine günstige Gelegenheit darbietet, so versage mir nicht das Vergnügen, welches Du mir durch so gute Neuigkeiten verschaffen kannst.“

„Eur Gnaden können mich fragen, was Ihr wollt (sprach Sancho). Ich werd' es alles so gut von mir geben, wie ich's empfangen

gen habe. Aber eins muß ich mir von Euch ausbitten: seyd künftig nicht mehr so rachgierig."

„Wie kommst Du zu dieser Bitte, Sancho?" fragte Don Quixote.

„Ich komme so darauf (sprach Sancho), weil ich denke, diese Prügel kamen mehr von dem Streit her, den der Teufel neulich Abends zwischen uns entspann, als von irgend etwas, das ich gegen Fräulein Dulcinea gesagt hätte, die ich liebe und ehre, wie eine Reliquie, (obwohl sie keine ist) bloß weil sie Eur Gnaden angehört."

„Rede nicht mehr davon Sancho, wenn Du mich lieb hast (sprach Don Quixote); denn es macht mir Mißvergnügen. Ich vergab es Dir damahls, aber Du weißt wohl was man zu sagen pflegt: neu gefehlt, neu gequält."

Indem sie so schwatzten, sahen sie, daß ihnen Jemand auf einem Esel entgegen kam,

der, wie er näher kam, wie ein Zigeuner aus- sah. Aber Sancho, dessen Augen und Gedanken an jedem Esel hingen, den er nur zu Gesichte bekam, hatte den Kerl kaum erblickt, als er ihn sogleich für Gines von Passamonte erkannte, und bey diesem Faden des Zigeuners gelangte er leicht zu dem Knäuel seines eigenen Esels, denn dieser war es wirklich, auf welchem Passsamonte ritt. Um nicht erkannt zu werden, und um den Esel verkaufen zu können, hatte Gines sich als Zigeuner verkleidet, deren Sprache ihm, wie manche andere, geläufig war. Sancho hatte ihn kaum gesehen und erkannt, so schrie er ihm mit lauter Stimme zu: „Ha Du Dieb Ginesillo! laß mein Gut fahren; laß mir mein Leben; raube mir nicht meinen Trost; laß mir meinen Esel, laß mir meinen Schatz; flieh Spitzbube; hebe Dich weg, Räuber, und laß fahren, was Dir nicht gehört!"

Er hätte so viele Worte und Drohungen nicht nöthig gehabt; denn auf das erste Wort sprang Gines ab, und lief davon wie die

Katze vom Taubenschlage, so daß er in einem Augenblick aus dem Gesichte war. Sancho eilte zu seinem Esel: „Wie ist Dir's gegangen mein Schätzchen? (rief er indem er ihn umarmte), mein Herzens Grauchen! mein guter Gesell!" Dabey küßte und herzte er ihn, wie seinen besten Freund. Der Esel schwieg und ließ sich herzen und küssen, ohne ihm ein Wort zu antworten. Alle kamen herzu, und wünschten ihm Glück zur Wiedererlangung seines Grauen, besonders Don Quixote, welcher ihm dabey sagte, daß er deswegen doch den Wechsel auf die drey Esel nicht ungültig machte, wofür Sancho ihm sehr dankte.

Indeß die beyden sich so unterredeten, rühmte der Pfarrer Dorotheen, daß sie sich sehr geschickt benommen hätte, sowohl in der Einkleidung, als in der Kürze ihrer Erzählung, und daß sie die Weise der Rittergeschichten sehr gut nachgeahmt hätte. Sie antwortete ihm, sich hätte sie oft die Zeit mit dem Lesen solcher Bücher vertrieben, sie wüßte aber

nicht die Lage der Länder, und hätte daher aufs gerathewohl gesagt, daß sie in Ossuna gelandet wäre. „Das merkt' ich, (sprach der Pfarrer) und half Euch deswegen geschwind zurecht, wodurch alles wieder ins Geleise gebracht ward. Ist es aber nicht sonderbar, daß der arme Junker alle diese Erfindungen und Vorspiegelungen so leichtgläubig verschluckt, bloß darum, weil sie nach dem Styl und der Weise der Thorheiten in seinen Büchern eingerichtet sind?"

„Ja wohl, (versetzte Cardenio) und so sonderbar, daß ich nicht weiß, ob man das alles so gut erfinden könnte, wenn man einen solchen Menschen fabelhafter Weise schildern wollte."

„Was noch das sonderbarste dabey ist, (sprach der Pfarrer), außer dem Unsinn, den dieser gute Edelmann schwatzt, wenn er auf seine Narrheiten verfällt, spricht er von allen andern Dingen mit vieler Einsicht, und zeigt überall einen hellen aufgeweckten Kopf, und wenn man mit ihm nur nicht vom Ritter-

wesen spricht, so wird ihm kein Mensch gesunde Vernunft absprechen.“

Don Quixote besprach sich unterdessen weiter mit Sancho. „Laß uns, Freund Panza, (sprach er) mit unsern Kritteleyen fünfe gerade seyn lassen, und sage mir jetzt, ohne Dich durch Verdruß und Unmuth abhalten zu lassen, wo und wenn trafst Du Dulcineen an? Was machte sie? Was hast Du ihr gesagt? Was gab sie Dir zur Antwort? Mit welcher Miene las sie meinen Brief? Wer hat ihn für Dich abgeschrieben? Sage mir alles, was Du bey diesem Vorgange für wissenswerth, fragenswerth und untersuchenswerth hältst, ohne etwas hinzu zu setzen, um mir Vergnügen zu machen, oder davon zu thun, um mir Verdruß zu ersparen.“

„Mein Herr, (sprach Sancho), wenn ich Euch die Wahrheit sagen soll, den Brief hat mir Niemand abgeschrieben, weil ich keinen bey mir hatte.“

„Du sprichst die Wahrheit (sagte Don Quixote); denn die Schreibtafel, worin ich ihn aufgesetzt hatte, fand ich zwey Tage nach deiner Abreise in meinem Besitze, welches mich sehr schmerzte, weil ich nicht wußte, wie Du es anfangen würdest, wenn Du ohne Brief hinkämest, und ich dachte immer, Du würdest umkehren, so bald Du gewahr würdest, daß Du ihn nicht bey Dir hättest.“

„Das wär' auch geschehen, (sprach Sancho) wenn ich ihn nicht gut auswendig gewußt hätte, wie Eur Gnaden ihn mir vorlasen. Ich sagt' ihn dem Küster wieder vor, der ihn mir Wort für Wort nachschrieb, und sagte, er hätt' in seinem Leben noch keinen so zärtlichen Brief gesehen oder gehört, obwohl er schon manchen ehrlichen Bannbrief gelesen und abgeschrieben hätte.“

„Weißt Du ihn denn noch jetzt auswendig?“ fragte Don Quixote.

„Nein, Herr (versetzte Sancho). So bald ich ihn abgegeben hatte, und

sah, daß er mir nun zu nichts mehr nöthig wäre, hab' ich ihn wieder vergessen. Wenn ich ja noch was davon weiß, so ist es das Hocherbittertes .... ich will sagen Hochgebietendes Fräulein, und der Schluß; Dein bis in den Tod, der Ritter von der traurigen Gestalt, und daß zwischen diesen beyden Sachen ein Par Schock mein Leben, meine Sele, und mein Herzchen vorkamen."

Capitel 31.

Anmuthige Gespräche, die zwischen Don Quixote und Sancho Panza vorfielen, nebst andern Auftritten.

„Bis so weit bin ich zufrieden (sprach Don Quixote); fahre nur fort zu erzählen. Was machte diese Krone der Schönheit, wie Du ankamst? Ohne Zweifel reihte sie Perlen auf, oder stickte ein Sinnbild in Gold für den Ritter, der ihre Fesseln trägt?“

„So was eben nicht (versetzte Sancho). Sie war eben dabey, ein Par Scheffel Weizen auf der Tenne bey ihrem Hause zu worfeln.“

„Dann kannst Du versichert seyn, (sprach der Ritter) daß sich der Weizen unter ihren Händen in die feinsten Perlen verwandelte. Hast Du nicht bemerkt ob es feiner, oder gemeiner Weizen war?“

„Gemeiner rother Weizen“ sprach Sancho.

„Ich versichere Dir, (versetzte Don Quixote) daß der Weizen, den ihre Hände worfelten, gewiß das feinste Semmelmehl geliefert hat. Aber erzähle nur weiter: Was that sie mit meinem Briefe wie Du ihn übergabst? Küßte sie ihn? Drückte sie ihn an ihre Stirne? Oder gab sie sonst durch eine Handlung zu erkennen, wie werth ihr ein solcher Brief sey? Was that sie?"

„Wie ich ihr den Brief übergeben wollte, (sprach Sancho) stand sie eben im dicksten Staube, den ein Haufen geworfelter Weizen gemacht hatte."

„Legt euren Brief nur dort auf den Sack,
„Freund, (sprach sie). Ich habe jetzt nicht
„Zeit ihn zu lesen, bis ich all' den Weizen,
„der dort noch liegt, geworfelt habe."

„Ein verständiges Frauenzimmer! (sprach Don Quixote). Das that sie nur, weil sie ihn recht mit Musse lesen, und sich daran laben wollte. Nur weiter, Sancho. Worüber unterhielt sie sich denn mit Dir während

ihrer Arbeit? Was fragte sie Dich meinetwegen, und was gabst Du ihr zur Antwort? Vollende Deine Erzählung."

„Sie fragte mich gar nichts (antwortete Sancho). Ich erzählte ihr aber, wie Eur Gnaden um ihrentwillen sich kasteyen, wie Ihr mit nacktem Oberleibe mitten in dieser Wüsteney, wie ein leibhaftiger Wilder geht, auf dem harten Boden schlaft, an keinem Tische eßt, euren Bart nicht kämmt, und winselt und klagt, und verflucht euer Schicksal."

„Das hättest Du nicht sagen müssen, daß ich mein Geschick verfluchte (sprach Don Quixote). Vielmehr segne ich's, und werde es lebenslang segnen, daß es mich würdigte, ein so erhabenes Frauenzimmer, wie Dulcinea von Toboso, lieben zu dürfen."

„Ja wohl ist sie so erhaben (sprach Sancho), daß sie wohl'n Schuh höher ist, als ich."

„Wie ist das? (sprach Don Quixote) Hast Du Dich denn mit ihr gemessen?“

„Ich maß mich mit ihr auf diese Weise (sprach Sancho). Wie ich ihr half einen Sack Weizen auf den Esel legen, kam ich ihr so nahe, daß ich fand, sie wär' ein groß Quartier länger, als ich.“

„Aber nicht wahr, Sancho? (sprach Don Quixote) Diesen hohen Wuchs begleiten Millionen Reize ihrer Sele. Eine Sache, Sancho, wirst Du mir ferner nicht leugnen können. Wie Du Dich ihr nähertest, empfandest Du da nicht einen Wohlgeruch, einen balsamischen Duft, ein ich weiß nicht was, etwas ätherisches, oder würzhaftes, als wenn Du in die köstlichste Spezereybude kämest?“

„Alles was ich sagen kann ist, daß ich einen etwas männerhaften Geruch merkte, (sprach Sancho) und der mochte wohl davon kommen, daß sie bey der Arbeit stark schwitzte, und ein wenig abgemergelt war.“

„Daran lag es wohl nicht; (sprach Don Quixote) sondern Du mußt den Schnupfen gehabt haben, oder Du hast selbst nach etwas gerochen; denn ich weiß am besten, wie diese Rose unter den Dornen, diese Lilie des Feldes, diese Amberblume riechen muß.“

„Kann alles wohl seyn, (sprach Sancho); denn ich spüre sehr oft an mir denselben Geruch, der mir damahls von Ihro Gnaden Fräulein Dulcinea zu kommen schien; darüber muß man sich nicht wundern, denn ein Teufel riecht wie der andere.“

„Gut (fuhr Don Quixote fort). Wie sie nun den Weizen gesiebt und zur Mühle geschickt hatte, was that sie hernach, wie sie den Brief las?“

„Den Brief? (sprach Sancho) den las sie gar nicht; denn sie sagte, sie könnte weder lesen noch schreiben, sondern sie zerriß ihn in kleine Stücke und sprach, kein Mensch sollt' ihn lesen, damit die Leute im Dorf nicht hinter ihre Geheimnisse kämen; sie selbst hätte genug an dem, was ich ihr mündlich erzählt hätte,

wie lieb Eur Gnaden sie hätten, und was für ausserordentliche Buße Ihr um ihrentwillen thun wolltet. Endlich sagte sie mir, ich möcht' Eur Gnaden melden, sie küßte Euch die Hände, und sie hätte weit mehr Lust, Euch zu sehen, als an Euch zu schreiben, und sie ließ' Euch also bitten und befehlen, auf Ansicht dieses aus den Dornen und Hecken heraus zu kommen, eure tollen Streiche nachzulassen, und Euch flugs eilig auf den Weg nach Toboso zu machen (wenn Euch nichts von größerer Wichtigkeit abhielte), denn sie hätte große Lust, Euch zu sehen. Sie lachte ganz gewaltig, wie ich ihr sagte, daß Eur Gnaden sich den Ritter von der traurigen Gestalt nennten. Ich fragte sie auch, ob der Biscayer von neulich sich bey ihr gemeldet hätte; sie sprach Ja, und er wäre ein gutes Schlag von Menschen. Ich fragte sie zwar auch nach den Galerensclaven; aber von diesen sagte sie, hätte sich noch keiner bey ihr gemeldet."

„Das geht noch alles gut (sprach Don Quixote). Sage mir nun aber auch, was

für ein Kleinod gab sie Dir beym Abschied, für die Zeitung, die Du ihr von mi brachtest? Denn es ist der Gebrauch und eine uralte Sitte bey irrenden Rittern und Damen, daß sie den Stallmeistern, Fräulein, oder Zwergen, welche Nachrichten von den Rittern an ihre Damen, oder von diesen an jene bringen, irgend ein kostbares Kleinod zum Botenlohn geben, um sich dankbar für die Botschaft zu bezeigen."

„Das ist wohl möglich, und ich halt' es für keine üble Sitte (sprach Sancho). Das muß aber wohl nur vor alten Zeiten so gewesen seyn, und jetzt giebt man vermuthlich nur ein Stück Käs' und Brod; denn das ist alles, was Fräulein Dulcinea mir über den Hofzaun reichte, wie ich von ihr Abschied nahm, und es war noch zum Wahrzeichen ein Stück Schafskäs."

„Sie ist die Freygebigkeit selbst (sprach Don Quixote), und wenn sie Dir nicht ein goldenes Kleinod gegeben hat, so lag es

gewiß an nichts anders, als daß sie nicht gleich eins für Dich bey der Hand hatte; aber was eine gute Gans ist, die schmeckt auch nach Martini, und wenn ich nach Toboso komme, so laß mich nur machen. Weißt Du aber was mich sehr wundert, Sancho? Mich däucht Du bist durch die Luft hin und her geflogen; denn Du bist von hier nach Toboso und wieder zurück nicht viel über drey Tage unterwegs gewesen, und es liegt doch dreißig Meilen von hier. Ich denke deswegen, der weise Schwarzkünstler, der als mein Freund meinen Angelegenheiten vorsteht, (denn einen solchen hab' ich gewiß, und muß ihn haben, sonst wär' ich kein ächter irrender Ritter), dieser muß Dir ohne Zweifel auf Deiner Reise fortgeholfen haben, ohne daß Du es merktest. Denn es giebt unter ihnen solche mächtige Zauberer, daß sie einen irrenden Ritter mit seinem Bette mitten im Schlaf wegführen, und ohne daß er weiß, wie und auf welche Art und Weise es zugeht, erwacht er des andern Morgens tausend Meilen von dem Orte, wo er sich schlafen legte. Wenn das

nicht wäre, so könnten die irrenden Ritter einander nicht so schleunig in Gefahren beyspringen, wie sie alle Augenblicke thun. Da ficht Dir einer in den Gebirgen von Armenien mit einem Drachen, oder andern Ungeheuer, oder mit einem andern Ritter, und kommt zu kurz und in Lebensgefahr. Wie der Wind erscheint auf einer Wolke, oder auf einem Feuerwagen, ein anderer Ritter, der sein Freund ist, und der noch ein Par Minuten vorher in England war. Dieser kommt ihm zu Hülfe, rettet ihn vom Tode, und setzt sich noch denselben Abend wieder ruhig und gutes Muths bey seinem eignen Herde zum Nachtessen, nachdem er seine zwey bis dreytausend Meilen hin und her gereiset ist. Und das geschieht alles durch die Kunst und Wissenschaft dieser geschickten Zauberer, welche Sorge für die irrenden Ritter tragen. Also, Freund Sancho, wird es mir nicht schwer zu glauben, daß Du in so kurzer Zeit von hier nach Toboso gewesen und wiedergekommen bist; denn wie gesagt, ein geschickter Freund hat Dich im Fluge geführt, ohne daß Du es merktest."

„Es muß wohl so was gewesen seyn (sprach Sancho); denn wahrhaftig Rocinante lief wie ein Zigeuneresel, der Quecksilber in den Ohren hat."

„Was wird er nicht gehabt haben! (rief Don Quixote) und noch eine Legion Teufel oben drein. Das ist Dir ein Volk, das ohne müde zu werden selbst reisen, und alles und jedes andere mitreisen machen kann, was sie nur wollen. Aber genug hievon. Was meynst Du nun, daß ich in Ansehung dessen thun soll, was mir meine Gebieterin befiehlt, daß ich zu ihr kommen und sie besuchen soll? Denn obgleich ich einsehe, daß ich verbunden bin, ihrem Befehl zu gehorchen, so macht es mir doch die Gunst, die ich der Prinzessinn, die bey uns ist, versprochen habe, wieder unmöglich, und die Rittergesetze verbinden mich, eher mein Wort, als meine Wünsche zu erfüllen. An der einen Seite foltert und drängt mich die Sehnsucht, meine Gebieterinn zu sehen; an der andern ruft und treibt mich mein gegebenes Wort, und die Ehre, die ich mir bey dieser Unternehmung erwerben werde. Doch ich weiß, was ich

thun will: Ich will geschwind hinreisen, und will dem Riesen den Kopf abschlagen, und der Prinzessinn zum ruhigen Besitz ihres Reiches verhelfen, und will dann flugs wiederkommen, um das Licht meiner Seele zu besuchen. Ich werde mich schon so bey ihr rechtfertigen, daß sie mein Zögern selbst gutheißen soll, wenn sie sehen wird, daß alles zur Verherrlichung ihres Nahmens gereicht; denn alle Ehre, die ich erlangt habe, erlange, und noch in meinem ganzen Leben durch die Waffen erlangen werde, kommt mir einzig und allein von ihrem Beystande, und daß ich mich ihr gewidmet habe."

„O weh! wie wirbelt's bey Euch immer im Hirn! (rief Sancho). Sagt mir doch lieber Herr, denken Eur Gnaden denn diese Reise um nichts und wieder nichts zu thun, und wollt Ihr eine so fürstliche Heirath, wie diese, wo Euch ein Königreich zum Brautschatz geboten wird, nur so mit Füßen treten und vor die Hunde gehen lassen? Denn ich habe wahrhaftig gehört, daß es wohl zwanzigtausend

Meilen in der Runde hält, und überflüssigen Vorrath an allem hat, was man für Mund und Magen braucht, und noch wohl größer ist, als Portugal und Castilien zusammen. Schweigt doch um Gottes Willen und schämt Euch eurer Reden, und folgt meinem Rath (nehmt mir's nicht übel), und heirathet gleich an dem ersten Ort, wo Ihr einen Pfarrer findet. Wo nicht, so habt Ihr ja hier unsern Herrn Licentiaten, der's schon so machen wird, wie sich's gehört. Bedenkt nur, daß ich schon alt genug bin, um einen Rath zu geben, und daß dieser, den ich Euch gebe, Euch eben zu Paß kommt. Ein Sperling in der Hand ist besser, als ein Volk Hühner im Felde, und wer gut sitzt lasse sein Rücken, und Spühlwasser muß man nicht ausgießen bis man reines wieder hat." *)

---

*) Im Spanischen: quien bien tiene y mal se escoge, por bien que se enoja, no se venga,
wer's gut hat und wählt sich's schlecht,
der bringt's mit Schmollen nicht wieder zurecht.

„Höre Sancho (versetzte Don Quixote), wenn dein Rath, daß ich heirathen soll, auf nichts anders hinzielt, als mich zum Könige zu machen, so bald ich den Riesen erschlage, damit ich Gelegenheit habe, Dir Gutes zu thun, und Dir das Versprochene zu geben; so thue ich Dir zu wissen, daß ich ohne zu heirathen Deinen Wunsch leicht erfüllen kann, denn ehe ich mich in den Kampf einlasse, werde ich es zur Bedingung machen, daß man mir, wenn ich überwinde, auch ohne Heirath ein Stück von dem Reiche geben soll, und wenn ich es erhalte, wer wird's dann anders bekommen, als Du?“

„Das ist klar genug (versetzte Sancho). Aber seht zu, gestrenger Herr, daß Ihr's an der Wasserseite bekommt, damit ich meine schwarzen Unterthanen, wenn mir's im Lande nicht gefällt, einschiffen und mit ihnen machen kann, was ich schon gesagt habe. Und kümmert Euch jetzt nicht darum, zu Fräulein Dulcinea zu gehen; sondern geht hin und

schlagt dem Riesen vor den Kopf, und laßt uns mit diesem Handel fertig werden; denn bey Gott! ich meyne es soll uns zur Ehre und zum Frommen gereichen."

„Du hast Recht Sancho (sprach Don Quixote). Ich will Deinem Rath folgen, und erst mit der Prinzessinn ziehen, ehe ich zu Dulcineen gehe. Und nun bitte ich Dich, laß Niemand, auch nicht die, welche mit uns reisen, etwas von dem merken, was wir mit einander gesprochen haben. Denn da Dulcinea so zurückhaltend ist, daß sie ihre Gedanken Niemand mittheilen will, so wär' es nicht recht, wenn ich, oder einer von den Meinigen sie bekannt machte."

„Wenn dem so ist, (fragte Sancho) warum befehlen denn Eur Gnaden allen, die Ihr überwindet, daß sie sich unserer Fräulein Dulcinea stellen sollen, womit Ihr nahmentlich zu erkennen gebt, daß Ihr sie liebt und ihr Geliebter seyd? Und wenn diejenigen, die zu ihr kommen, sich durchaus vor ihr auf

die Knie werfen und sagen müssen, daß Eur Gnaden sie hinsenden, um ihr zu huldigen, wie können dann Euer beyder Gedanken verborgen bleiben?"

„O wie einfältig Du bist! (sprach Don Quixote). Siehst Du nicht, Sancho, daß dieß alles zu ihrer größeren Erhebung gereicht? Denn Du mußt wissen, daß es nach dem Styl unserer Ritterschaft einer Dame zu hohen Ehren gereicht, wenn ihr viele irrende Ritter huldigen, ohne daß ihre Gedanken auf etwas weiter gerichtet sind, als daß sie sich ihrem Dienste bloß darum weihen, weil sie ist, was sie ist, und ohne einen andern Lohn für ihren großen und vielfältigen Eifer zu erwarten, als daß sie nur von ihr des Titels ihrer Ritter gewürdiget werden."

„Von dieser Art Liebe (versetzte Sancho) hab' ich wohl in der Kirche gehört, daß man nur allein unsern Herrn Gott auf diese Weise um sein selbst willen lieben soll, ohne Hoffnung des Lohns und Furcht vor Strafe,

wiewohl ich ihn auch wohl lieben und ihm dienen möchte, es sey warum es auch wolle."

„Hohl' der Henker den Bauerbengel! (rief Don Quixote) Was er bisweilen für vernünftige Sachen vorbringt, daß man meynen sollte, er hätte studiert."

„Und ich kann doch wahrhaftig nicht einmahl lesen" sprach Sancho.

Indem rief ihnen Meister Niklas, sie möchten ein wenig still halten, die Uebrigen wolten verweilen, um bey einer Quelle zu trinken. Don Quixote hielt still, zum nicht geringen Vergnügen des Sancho; denn er war des vielen Lügens schon müde, und fürchtete immer, sein Herr möcht' ihn einmahl auf dem fahlen Pferde ertappen. Denn obwohl er wußte, daß Dulcinea ein Bauermädchen zu Toboso war, so hatt' er sie doch in seinem Leben nicht gesehen. Cardenio hatte inzwischen Dorotheens Mannskleider angezogen, die ihm, so schlecht sie auch waren, doch weit besser standen, als diejenigen,

die er ablegte. Sie stiegen bey dem Brunnen ab, und stillten mit dem, was der Pfarrer aus der Schenke mitgenommen hatte, (so wenig es auch war), ihren Hunger. Während dessen wanderte ein Bursch vorbey, welcher, nachdem er alle, die bey der Quelle saßen, aufmerksam angesehen hatte, auf Don Quixote zuging, ihm die Knie umfaßte, und unter Vergießung vieler Thränen sagte: „Ach mein Herr, kennen mich Eur Gnaden nicht mehr? Seht mich nur recht an; ich bin der Andres, den Ihr von dem Eichbaum losmachtet, wo ich angebunden war.“

Don Quixote erkannte ihn, nahm ihn bey der Hand und stellte ihn seiner Gesellschaft vor. „Damit Eure Gnaden und Würden sehen (sprach er), wie nothwendig die irrenden Ritter in der Welt sind, um das Unrecht und die Beschwerden abzustellen, welche von unbändigen und bösen Leuten darin angestiftet werden, so muß ich Euch sagen, daß ich in den abgewichenen Tagen, wie ich durch einen Wald kam, ein sehr klägliches Geschrey hörte,

als wenn jemand in sehr großer Angst und Noth wäre. Angespornt von meinem Pflichtgefühl, eilte ich nach der Gegend zu, wo ich das Jammergeschrey vernahm, und fand an einen Eichbaum gebunden den Knaben, den ich zu meiner Freude Euch hier vorstelle, weil er jeden Umstand bekräftigen kann, den ich Euch erzähle. Ich sage er war an einen Eichbaum gebunden, nackend bis an den Gürtel, und ein Bauer, der wie sich hernach zeigte, sein Herr war, zerfetzte ihm den Leib mit einem Pferdezaum. Wie ich das gewahr ward, fragte ich nach der Ursache einer so grausamen Züchtigung. Der Grobian gab mir zur Antwort, er prügelte ihn, weil er sein Knecht wäre, und weil er gewisse Nachlässigkeiten mehr aus Schelmerey, als aus Dummheit, begangen hätte. Dieser Knabe sprach hingegen; „Herr, er prügelt mich, weil ich meinen Lohn fordere." Sein Herr machte wieder ich weiß nicht mehr was für Einwendungen und Entschuldigungen, die ich zwar anhörte, aber nicht für gültig hielt. Kurz, ich ließ den Jungen losbinden, und nahm einen Eid von

dem Bauern, daß er mit ihm nach Hause gehen, und ihm das Geld bey Häller und Pfennig, und noch mit Interessen bezahlen wollte. Ist das nicht alles wahr, mein Sohn Andres? Hast Du nicht bemerkt, mit welchen Machtsprüchen ich ihm das befahl, und mit welcher Demuth er versprach, alles zu thun, was ich zu Recht erkannt, geurtheilt und befohlen hätte? Antworte; sey nicht blöde, und laß Dich nichts abhalten. Erzähle das Geschehene diesen Herrn, damit sie sehen und erkennen, wie nöthig es sey (wie ich gesagt habe), daß irrende Ritter die Straßen und Hochwege befahren."

„Alles was Eur Gnaden gesagt haben, ist wahr (versetzte der Knabe); aber das Ding fiel ganz anders aus, als Ihr dachtet."

„Wie so, ganz anders? (fragte Don Quixote). Hat Dich etwan der Bauer nicht bezahlt?"

„Nicht allein nicht bezahlt (sprach Andres), sondern wie Ihr nur den Wald vor-

bey waret, und wir wieder allein, band er mich wieder an denselben Baum, und gab mir von neuem soviel Streiche, daß ich ein wahrer geschundener Bartelmees ward, und bey jedem Schlag, den er mir zuzählte, gab er mir neue Ehrentitel, und brachte neue Spottreden vor, um sich über Eur Gnaden aufzuhalten, so daß ich hätte lachen mögen, wenn mir's der Schmerz nur zugelassen hätte. Kurz, er hat mich so zugerichtet, daß ich bis diese Stunde im Hospital habe liegen müssen, um mich von dem Schaden heilen zu lassen, den mir der gottlose Bauerlümmel damahls gethan hat. An dem allen sind Eur Gestrengen Schuld; denn wenn Ihr eure Straße gezogen wäret, und nicht hingekommen, wo man Euch nicht gerufen hatte, und hättet Euch nicht in fremde Händel gemischt, so hätte mein Herr sich damit begnügt, mir ein oder ein Par Dutzend Hiebe zu geben, und dann hätt' er mich losgelassen, und mir bezahlt, was er mir schuldig war. Wie Eur Gnaden ihn aber so ohne Anreizung heruntermachten, und ihm so viele Schimpfworte

sagten, lief ihm die Galle vollends über, und weil er sich an Euch nicht rächen konnte, ließ er, wie er allein war, seinen Aerger dermaßen an mir aus, daß ich glaube, ich werde in meinem Leben kein gesunder Mensch wieder werden."

„Der Fehler lag bloß daran, (sprach Don Quixote), daß ich davon ritt, welches ich nicht eher hätte thun sollen, bis er Dich bezahlt hätte; weil ich aus langer Erfahrung hätte wissen müssen, daß der Bauer sein Wort nicht hält, wenn er sieht, daß es ihm nichts einbringt. Aber Du erinnerst Dich wohl, Andres, daß ich schwor, wenn er Dich nicht bezahlte, so würd' ich kommen, ihn heimzusuchen, und würde ihn finden, wenn er sich auch im Wallfischbauch verkröche."

„Das ist wahr (sprach Andres), aber es hilft nichts."

„Das sollst Du gleich gewahr werden, ob's hilft, oder nicht," sprach Don Quixote; sprang eilends auf, und befahl San-

cho, den Rocinante aufzuzäumen, welcher im Grase ging, indeß sie Mahlzeit hielten.

Dorothea fragte ihn, was er anfangen wollte? Er gab ihr zur Antwort: er wollte den Bauern aufsuchen und ihn züchtigen für seine schlechte Aufführung, und den Andres, Trotz allen Bauerbengeln in der Welt, bis auf den letzten Häller bezahlt machen. Sie erwiederte ihm, er möchte bedenken, daß er vermöge seines Versprechens sich in keine Unternehmung einlassen könnte, bis er die ihrige zur guten Endschaft gebracht hätte, und weil er dieses besser wüßte, als irgend ein anderer, so möchte er seinen Zorn besänftigen, bis er aus ihrem Reiche wieder zurück käme.

„Das ist wahr (erwiederte Don Quixote). Andres muß also Geduld haben bis zur Wiederkehr, wie Eure Hoheit sagen; denn ich schwöre und verspreche von neuem, daß ich nicht ruhen werde, bis er gerächt und bezahlt ist."

„Ich glaube nicht an diese Schwüre (sprach Andres). Ein Zehrpfennig auf die

Reise nach Sevilla wäre mir jetzt lieber, als alle Rache in der Welt. Gebt mir etwas zu essen und etwas auf den Weg, wenn Ihr was habt, und Gott sey mit Eur Gnaden und mit allen fahrenden Rittern, die mein'thalben so gut fahren mögen, wie ich bey Euch gefahren bin."

Sancho nahm ein Par Stücke Käse und Brod aus seinem Schnapsack, und gab sie dem Burschen. „Da, Bruder Andres (sprach er). Wir alle nehmen Theil an deinem Leiden."

„Was habt Ihr denn für'n Theil daran?" fragte Andres.

„Diese Portion Brod und Käse (sprach Sancho). Gott weiß, ob ich nicht einmahl soviel zu kurz komme; denn ich kann Euch sagen, Freund, daß wir Knappen der fahrenden Ritter viel Hunger und Widerwärtigkeiten erdulden müssen, und noch manche Dinge mehr, die sich besser fühlen, als erzählen lassen."

Andres griff nach dem Käs' und Brod, und wie er sah, daß ihm Niemand weiter etwas gab, hing er den Kopf und nahm den Weg in die Hand, wie man wohl sagt. Beym Weggehen sagte er aber noch zu Don Quixote: „Um Gottes Willen, Herr fahrender Ritter! Wenn Ihr mich je wieder antrefft, und Ihr seht auch, daß man mich zu Marmelade schlägt, so helft mir nicht und steht mir nicht bey, sondern überlaßt mich meinem Unglück. Es wird so groß nicht seyn, als es Eur Gnaden Hülfe erst machen würde. Hohl Euch der Henker, samt allen fahrenden Rittern, so viel ihrer zur Welt gebohren sind!"

Don Quixote wollte aufstehen und ihn züchtigen, aber der Junge lief so schnell davon, daß ihn Niemand einhohlen konnte. Der Ritter ward über seiner Erzählung äußerst beschämt, und die Andern mußten sich sehr in Acht nehmen, nicht zu lachen, um seine Schamröthe nicht aufs äußerste zu treiben.

Capitel 32.

Was der ganzen Gesellschaft des Ritters im Wirthshause begegnete.

Nach aufgehobener Mahlzeit ward sogleich wieder gesattelt, und ohne daß etwas vorgefallen wäre, welches verdiente erzählt zu werden, kam die Gesellschaft des folgenden Tages an in der Schenke, welche dem Sancho ein Schrecken und Scheusal war, und obwohl er nicht gern eingekehrt wäre, konnt' er es doch dießmahl nicht vermeiden. Die Wirthinn, der Wirth, ihre Tochter, und Maritornes, welche Don Quixote und Sancho ankommen sahen, empfingen ihn mit Bezeugungen vieles Vergnügens, und er grüßte sie mit Herablassung und ernsthafter Würde; erinnerte sie aber zugleich, ihm dießmahl ein besseres Bett zu geben, als vormahls, woauf ihm die Wirthinn antwortete: wenn er besser bezahlte, wie das vorige Mahl, so sollte ihm wie einem Fürsten gebettet werden. Don Quixote versprach es; man machte ihm also ein erträgliches

liches Bett zurecht, in demselben Verschlage, wo er vormahls gelegen hatte, worauf er sich gleich zur Ruhe begab, weil er ganz erschöpft und betäubt war.

Wie er sich kaum niedergelegt hatte, band die Wirthinn mit Meister Niklas an, und griff ihm nach dem Bart. „Bey meinem Leben! (rief sie) Ihr sollt mir meinen Schwanz nicht länger zu eurem Bart machen. Gleich her damit; meines Mannes Ding geht so vor die Hunde; ich meyne seinen Kamm, den ich sonst in meinen guten Schwanz zu stecken pflegte.“

Der Barbier wollte ihn nicht hergeben, so sehr sie auch zupfte und zerrte, bis ihn der Licentiat ersuchte, ihn zurück zu geben, weil sie ihn jetzt nicht mehr brauchten; denn er könnte nur jetzt in seiner natürlichen Gestalt erscheinen, und zu Don Quixote sagen, wie die schelmischen Galerensclaven ihn so ausgeplündert hätten, hätt' er seine Zuflucht zu diesem Wirthshause genommen. Wenn der

Ritter nach dem Stallmeister der Prinzessinn fragen sollte, so könnte man ihm sagen, sie hätte ihn vorausgesandt, um ihren Unterthanen vorläufig die Nachricht zu geben, daß sie unterweges wäre, und ihren gemeinschaftlichen Befreyer mitbrächte. Darauf gab der Barbier den Schwanz gutwillig an die Wirthinn zurück, und sie überlieferten ihr zugleich alle Sachen wieder, die sie ihnen geliehen hatte, wie sie hinzogen, Don Quixote zu befreyen.

Jedermann in der Schenke verwunderte sich über Dorotheens Schönheit, und über die hübsche Gestalt des Schäfers Cardenio. Der Pfarrer bestellte eine Mahlzeit, so gut es das Wirthshaus vermochte, und in Hoffnung einer guten Bezahlung richtete ihnen der Wirth ein erträgliches Essen zu. Ueber der Mahlzeit sprachen sie in Gegenwart der Wirthinn und ihrer Tochter und Maritornes von dem sonderbaren Irrwesen des Ritters, und von dem Zustande, worin sie ihn gefunden hätten. Die Wirthinn erzählte ihnen,

was zwischen ihm und dem Mauleseltreiber vorgefallen war, und sah sich indessen um, ob Sancho auch gegenwärtig wäre. Wie sie ihn nicht sah, erzählte sie auch die ganze Geschichte von der Prelle, die der Gesellschaft viele Kurzweile machte. Wie der Pfarrer zu verstehen gab, daß die Ritterbücher dem Don Quixote das Gehirn verrückt hätten, sprach der Wirth: „Das wüßt' ich doch nicht, wie das zugehen sollte; denn wirklich, so viel ich davon verstehe, giebt's in der Welt nichts bessers zu lesen, und ich habe hier ihrer zwey oder drey, nebst noch einigen andern Papieren, die mich oft von Herzen ergetzt haben, und nicht mich allein, sondern noch viele andere. Denn wenn's Erntezeit ist, kommen hier an Festtagen viele Schnitter zusammen, und 's ist immer einer darunter, der lesen kann. Der nimmt dann eins von den Büchern in die Hand; wir andern setzen uns wohl bey dreißigen um ihn herum, und hören ihm mit so vielem Vergnügen zu, daß wir uns alle Sorgen vertreiben. Von mir selbst muß ich zum wenigsten sagen, wenn ich von den

wüthenden schrecklichen Hieben höre, welche die Ritter austheilen, so kommt mir die Lust an, dasselbe zu thun, und ich könnte mir Nacht und Tag davon vorlesen lassen."

„Und ich wahrlich nicht minder (sprach die Wirthinn). Denn ich habe nie Frieden im Hause, als wenn Du sitzest und hörst lesen; dann bist Du so drinn vertölpelt, daß Du das Schmollen vergißt."

„Das ist wahr (sprach Maritornes), und wahrhaftig ich mag auch gern solche Sachen hören; sie sind so artig, besonders wenn erzählt wird, wie manche Dame ihrem Ritter im Pomeranzenwäldchen im Arm liegt, und wie eine alte Kammerfrau die Wacht halten muß, und vor Furcht und Neid das Fieber kriegen will. So was schmeckt wie Milch und Honig."

„Was sagt Ihr denn, Jüngferchen? (fragte der Pfarrer die Tochter der Wirthinn). Wie gefallen Euch diese Sachen?"

„Auf mein Wort, ich weiß nicht, mein Herr, (erwiederte das Mädchen). Ich höre auch so mit zu, und obwohl ich's nicht verstehe, so hör' ich's doch gern; aber die Hiebe gefallen mir eben nicht, die meinem Vater so sehr behagen; sondern die Klagen der Ritter über die Abwesenheit ihrer Damen, und die bringen mich wirklich bisweilen aus Mitleiden für sie mit zum Weinen."

„Ihr würdet sie also wohl trösten, liebes Mädchen, wenn sie um Euch weinten?" sprach Dorothea.

„Ich weiß nicht was ich thun würde (gab sie zur Antwort). Aber ich weiß wohl, daß einige von jenen Damen so grausam sind, daß ihre Ritter sie Tieger, Löwen, und allerhand solche garstige Ungeheuer nennen. Lieber Himmel! ich weiß nicht was das für hartherzige ungewissenhafte Leute seyn müssen, die einen ehrlichen Mann können sterben, oder zum Narren werden lassen, ehe sie ihm ein freundlich Gesicht gönnen. Ich verstehe nicht

wozu soviel Federlesens nöthig ist. Wenn's aus Züchtigkeit geschieht, so laßt sie sie heirathen, denn das ist doch alles, was sie begehren."

„Schweig Mädchen! (sprach die Wirthinn) Man sollte Wunder denken, wieviel Du von solchen Sachen verständest. Jungen Mädchen ziemt's nicht, so viel zu wissen und zu schwatzen."

„Der Herr dort hat mich ja gefragt, (sprach das Mädchen) so mußt' ich ihm doch antworten."

„Wohlan Herr Wirth, (sprach der Pfarrer) bringt uns doch einmahl die Bücher her; ich hätte wohl Lust, sie zu sehen."

„Recht gern" sprach der Wirth, und ging in sein Zimmer und hohlte einen alten Mantelsack heraus, der mit Kette und Schloß verwahrt war, in welchem drey große Bücher und einige sauber geschriebene Manuscripte befindlich waren. Das erste Buch, welches er

aufschlug, war Don Cirongilio von Thracien, das andere Felixmarte von Hircanien, und das dritte die Geschichte des großen Feldherrn Gonzalo Hernandez von Cordova, samt dem Leben des Diego Garcia von Paredes. Wie der Pfarrer die Titel der beyden ersten las, sah er den Barbier an, „Hier fehlen uns nur (sprach er) die Haushälterinn und die Nichte unsers Freundes.“

„Die brauchen wir nicht (sprach der Barbier). Ich kann sie wohl selbst auf den Hof tragen, oder in den Camin werfen; er brennt hell genug.“

„Ich glaube gar, Ihr Herren wollt mir meine Bücher verbrennen?“ sprach der Wirth.

„Nicht mehr, als diese beyden (sprach der Pfarrer), Don Cirongilio und Felixmarte.

„Sind denn etwan meine Bücher Ketzer, oder Phlegmatiker? daß Ihr sie verbrennen wollt?“ fragte der Wirth.

„Schismatiker wollt Ihr sagen, Freund (sprach der Barbier) und nicht Phlegmatiker.“

„Nun ja, (versetzte der Wirth). Wenn Ihr ja eins verbrennen wollt, so nehmt das von dem großen Feldherrn und vom Diego Garcia; aber eher laß' ich meinen leiblichen Sohn durchs Feuer gehen, als Ihr mir einen von den andern verbrennen sollt.“

„Guter Freund (sprach der Pfarrer), diese Bücher enthalten lauter Lügen, und sind voll von Unsinn und Eitelkeit; aber die Geschichte vom großen Feldherrn ist wahr, und beschreibt die Begebenheiten des Gonzalo Hernandez von Cordova, welcher durch seine vielen und großen Thaten verdiente, daß ihm die Nachwelt den Nahmen eines großen Feldherrn beylegte, ein Beynahme, dessen sich nur ein solcher Mann würdig machen konnte. Und der andere, Don Diego Garcia von Paredes war ein berühmter Ritter aus der Stadt Truxillo in Extre-

madura, ein sehr tapfrer Soldat, und dabey ein Mann von so ausserordentlicher Leibesstärke, daß er mit einem Finger ein Mühlrad im vollen Gange aufhalten konnte. Er stellte sich einst mit einem Schlachtschwerte in der Hand vor eine Brücke, und machte einem großen Heer den Uebergang streitig, und solche Thaten verrichtete er noch mehr, welche, wenn sie statt des bescheidenen Tones, womit er selbst sie erzählt, von einem andern unbefangenen Schriftsteller beschrieben wären, gewiß einen Hektor, Achilles und Roland weit hinter sich zurücklassen würden."

„Macht das meiner Großmutter weiß (sprach der Wirth). Das ist was Rechts, ein Mühlrad mit dem kleinen Finger anzuhalten! Potz Velten! Eur Würden sollten 'mahl lesen, was ich gelesen habe von Felixmarte von Hircania, wie der mit einem Streich fünf Riesen beym Nabel von einander hieb, als wenn's Mohnköpfe gewesen wären. Ein andermahl griff er allein ein ungeheuer großes Heer an, von mehr als anderthalb Millionen

Soldaten, die alle von der Zehe bis an die Nase in Stahl und Eisen steckten, und jagte sie aus einander wie eine Herde Schafe. Aber was sagt Ihr zu dem tapfern Don Cirongilio von Thracien, der so tapfer und mannhaft war (wie man in dem Buche lesen kann) daß wie er 'nmahl über einen Fluß fuhr und mitten aus dem Wasser ein feuriger Drach' herausgefahren kam, da sprang er Euch flugs aus dem Fahrzeug und setzte sich auf seinen schuppigen Rücken, und drückt' ihm die Gurgel mit beyden Händen so fest zu, daß der Drach' sich nicht anders vom Ersticken zu retten wußte, als daß er mit dem Ritters, der ihn nimmer losließ, bis auf das Bett des Flusses tauchte. Kaum waren sie dort unten, so befand sich der Ritter in einem wunderschönen Palast und Garten, und der Drach' verwandelte sich in einen alten Greisen, und sagt' ihm solche Sachen, daß man sich nicht satt daran hören kann. Schweigt doch nur, Herr! Wenn Ihr so was hören solltet, Ihr würdet wohl närr'sch vor Freude. Keinen Pappenstiel geb' ich um euren gro-

ßen Feldherrn und um Diego Garcia, von denen Ihr soviel Wesens macht."

Dorothea hörte dem Streit zu, und sagte zu Cardenio: „Es fehlt gewiß nicht viel, so kann unser Wirth das Gegenstück zum Don Quixote abgeben."

„Das glaub' ich selbst (sprach Cardenio). Denn wie es scheint, so glaubt er, daß alles, was in diesen Büchern erzählt wird, so gewiß geschehen ist, wie es geschrieben steht, und kein Barfüßer auf der Kanzel würd' ihn vom Gegentheil überzeugen."

„Bedenkt, guter Freund (hub der Pfarrer wieder an), daß niemahls ein Felixmarte von Hircania, oder ein Don Cirongilio von Thracien in der Welt gewesen ist, oder irgend einer von dergleichen fahrenden Rittern, von denen die Ritterbücher handeln. Es ist alles lauter Erfindung und Erdichtung müssiger Leute, und ist nur zu dem Endzweck geschrieben (wie Ihr selbst gesagt

habt,) daß man sich die Zeit damit vertreiben soll, wie eure Schnitter thun. Denn ich schwöre Euch wahrhaftig, daß weder solche Ritter jemahls in der Welt gewesen, noch solche Thaten und wunderliche Geschichten jemahls geschehen sind.“

„Das müßt Ihr einem andern sagen (sprach der Wirth). Ich kann selbst fünfe zählen, und weiß am besten wo mich der Schuh drückt. Denkt nur nicht dran, mich zum Besten zu haben, denn ich bin, mein Seel! nicht auf den Kopf gefallen. Das gefiele mir, daß Ihr mir einbilden solltet, alles was diese hübschen Bücher erzählen, wäre erdichtet und erlogen, da es doch mit Verlaub der Herren vom königlichen Rath gedruckt ist: als wenn diese Herren solche Leute wären, die so viele Lügen und so viele Schlachten und Verzauberungen würden drucken lassen, daß man sich toll dran lesen kann.“

„Ich habe Euch schon gesagt, mein Freund, (sprach der Pfarrer) daß dieses bloß

geschieht, damit wir uns die müssigen Stunden vertreiben können; so wie man in allen wohl eingerichteten Staaten auch erlaubt, Schach, Ball und Trucktafel zu spielen, zum Zeitvertreib derer, die nicht arbeiten wollen, oder nicht können. Eben so erlaubt man auch dergleichen Bücher zu drucken und zu verkaufen, weil man voraussetzt, wie es auch wahr ist, daß Niemand so einfältig seyn werde, solche Bücher für wahrhafte Geschichten zu halten. Wenn es sich für die Zeit und für die gegenwärtige Gesellschaft schickte, so könnt' ich wohl von dem, was in den Ritterbüchern stehen müßte, wenn sie gut seyn sollten, manches sagen, was nützlich, und für einige vielleicht auch unterhaltend wäre. Ich hoffe aber, die Zeit wird kommen, daß ich meine Gedanken denenjenigen mittheilen kann, die Gelegenheit haben, etwas bey der Sache zu thun. Unterdessen, Herr Wirth, glaubt was ich Euch gesagt habe; nehmt eure Bücher, und wohl bekomm' Euch die Wahrheit, oder die Lüge, die Ihr darin findet. Gott gebe, daß Euch der Schuh nicht

an derselben Stelle drücke, wie eurem Gast Don Quixote."

„Nein, wahrhaftig nicht! (versetzte der Wirth). Solch ein Narr bin ich nicht, daß ich ein fahrender Ritter würde; denn das seh' ich wohl ein, daß dasjenige heut zu Tage nicht mehr Gebrauch ist, was es zu den Zeiten war, wie diese berühmten fahrenden Ritter durch die Welt zogen."

Sancho hörte fast die Hälfte dieser Unterredung mit an, und ward sehr bestürzt und tiefsinnig über das, was er vernahm, daß nämlich heut zu Tage keine fahrende Ritter mehr gebraucht würden, und daß alle Ritterbücher Narrheiten und Lügen enthielten. Er nahm sich deswegen in seinem Herzen vor, zu sehen wie die Reise seines Herrn ablaufen würde, und wenn das Ding nicht so glücklich ginge, wie er dächte, so war er entschlossen, seinen Herrn zu verlassen, und zu Weib und Kindern zurück zu kehren.

Der Wirth wollte sein Felleisen wieder wegtragen; aber der Pfarrer bat ihn zu war-

ten; weil er wünschte zu sehen, was das für Papiere wären, die so schön geschrieben waren. Der Wirth nahm sie heraus, und gab sie ihm zum Durchsehen. Es waren ungefähr acht Bogen Geschriebenes, und vorn stand auf dem Titel mit großen Buchstaben: Der unbesonnene Neugierige, eine Erzählung. Der Pfarrer las drey oder vier Zeilen vor sich, und sagte: „Der Titel dieser Geschichte gefällt mir nicht übel. Ich hätte wohl Lust, sie ganz durchzulesen."

„Das können Eur Würden wohl thun (versetzte der Wirth); denn ich kann Euch sagen, daß sie einigen von meinen Gästen, die sie gelesen haben, sehr gefallen hat, und daß sie mich oft sehr darum baten; allein ich wollte sie niemahls weggeben, weil ich sie demjenigen wiederzugeben Willens bin, der das Felleisen mit den Büchern und Papieren hier vergessen hat. Vielleicht trifft sich's, daß der Eigenthümer einmahl wieder hier einkehrt, und so leid mir dann auch die Bücher seyn werden, so soll er sie doch wieder haben;

denn ich bin zwar ein Gastwirth, aber nichts destoweniger ein guter Christ."

„Da thut Ihr sehr recht, guter Freund (sprach der Pfarrer). Aber bey dem allen müßt Ihr mir doch erlauben, die Erzählung abzuschreiben, wenn sie mir gefällt."

„Das will ich wohl" sprach der Wirth.

Unterdessen hatte Cardenio die Erzählung gleichfalls in die Hand genommen, und angefangen, darin zu lesen, und da er mit dem Pfarrer einerley Meynung von der Broschüre hatte, so bat er diesen, sie ihnen allen vorzulesen.

„Das thät' ich gern (sprach der Pfarrer), wenn es jetzt nicht dienlicher wäre, auszuruhen, als zu lesen."

„Für mich (sprach Dorothea) wird es eine angenehme Erhohlung seyn, die Zeit mit Anhörung einer Geschichte zu vertreiben; denn meine Lebensgeister sind noch nicht genugsam

beruhigt, um schlafen zu können, wenn ich auch müßte."

„Wenn das ist, (sprach der Pfarrer) so will ich sie vorlesen, wenn's auch nur aus Neugier ist; vielleicht enthält sie etwas Gutes."

Meister Niklas unterstützte die Bitte, und Sancho nicht weniger. Wie der Pfarrer sahe, daß Jedermann Verlangen bezeigte, die Erzählung zu hören, und er selbst nicht minder Lust hatte, bat er sie alle um Aufmerksamkeit, und las ihnen die folgende Erzählung vor.

Capitel 33.

Der unbesonnene Neugierige. Eine Erzählung.

In Florenz, einer reichen und berühmten Hauptstadt des Großherzogthums Toscana in Italien, wohnten Anselmo und Lothario, zwey reiche und edle Cavaliere, welche in so vertrauter Freundschaft mit einander lebten, daß sie von Jedermann, der sie kannte, vorzugsweise die beyden Freunde genannt wurden. Sie waren beyde unverheirathet, jung, von gleichen Jahren, und von gleichen Sitten, welches alles zur Befestigung ihrer gegenseitigen Zuneigung diente. Anselmo war vielleicht ein wenig mehr der Liebe ergeben, als Lothario, der sich am liebsten mit dem Zeitvertreib der Jagd belustigte. Wenn es aber die Gelegenheit erforderte, so pflegte Anselmo seinen Hang den Neigungen des Lothario aufzuopfern, und Lothario war nicht minder gefällig, bey andern Gelegenheiten den Trieben seines Freundes nachzugeben. Auf diese Weise war der Wille des einen so

sehr der Wille des andern, daß es nicht mög=lich war, sich eine gleichförmigere Stimmung zweyer Gemüther zu denken.

Anselmo war in ein schönes und vor=treffliches Mädchen in derselben Stadt verliebt, deren edle Geburt und persönliche Vorzüge ihn bewogen, bey ihren Aeltern um sie anzuhal=ten; doch zog er vorher seinen Freund Lo=thario zu Rath, ohne welchen er nie eine Sache von Wichtigkeit vornahm. Lothario war sein Freywerber, und brachte die Heirath in kur=zer Zeit zu Stande, nicht nur zum Vergnügen seines Freundes, sondern Camilla selbst hörte nicht auf, dem Himmel und dem Freunde ihres Gemahls zu danken, daß er sie durch seinen Besitz glücklich gemacht hatte. In den ersten Tagen nach der Hochzeit, so lange die Feyerlichkeiten noch währten, fuhr Lothario fort, das Haus seines Freundes zu besuchen, und gab sich alle Mühe, durch Feste und Freudenbezeugungen seine Theilnahme zu beweisen. So bald aber das Gewühl der Aufwartungen und Glückwünsche vorbey war,

begann Lothario sich der Besuche in Anselmo's Hause zu enthalten, weil er weislich bedachte, daß man bey seinem Freunde nach seiner Verheirathung nicht mehr so frey und so oft aus und eingehen müsse, wie in seinem ledigen Stande. Denn wenn gleich die wahre aufrichtige Freundschaft keinen Verdacht kennen soll, noch kann, so ist doch die Ehre der Verheiratheten so zärtlich, daß man sagen möchte, sie nähme Anstoß an leiblichen Brüdern, wieviel mehr denn an Fremden? Anselmo bemerkte die Entfernung seines Freundes, und machte ihm darüber empfindliche Vorwürfe. „Hätt' ich gewußt, (sprach er) daß meine Heirath Dich abhalten würde, so ungezwungen, wie vorhin, mit mir umzugehen, so hätt' ich nie daran gedacht, eine Frau zu nehmen. So lange wir beyde unverheirathet lebten, machte unsere Vertraulichkeit, daß man uns den schönen Nahmen der beyden Freunde beylegte. Spiele jetzt nicht ohne andere erhebliche Ursache den Zurückhaltenden, wodurch Du uns um diesen Beynahmen bringst; sondern laß Dich von mir inständig

bitten, (wenn das unter Freunden nöthig ist), nach wie vor Herr in meinem Hause zu seyn, und zu kommen und zu gehen, wie Du gewohnt warest. Meine Camilla hat keinen andern Wunsch, und keinen andern Willen, als den meinigen; sie weiß, wie sehr wir einander schätzen, und kann sich Dein Wegbleiben nicht erklären."

Lothario beantwortete alle diese und andere Gründe, wodurch Anselmo ihn zu bewegen suchte, sein Haus auf den alten Fuß zu besuchen, mit so vieler Klugheit, Verstand und Bescheidenheit, daß Anselmo sich von der guten Absicht seines Freundes überzeugte, und beyde nahmen Abrede, daß Lothario künftighin zweymahl in jeder Woche, und an allen Feyertagen, bey Anselmo zur Tafel kommen sollte. Ungeachtet dieser Abrede nahm sich Lothario dennoch vor, nicht öfter davon Gebrauch zu machen, als er selbst es für die Ehre seines Freundes am zuträglichsten hielte, die ihm theurer war, als seine eigene. Er urtheilte sehr richtig, ein verheiratheter

Mann, der eine schöne Frau hätte, müßte eben so sorgfältig in der Wahl der Freunde seyn, denen er den Zugang zu seinem Hause verstattete, als aufmerksam auf die Freundinnen, die seine Frau zu ihrem Umgange wählte. Denn nicht alle Liebeshändel würden auf der Promenade, in der Kirche, bey öffentlichen Feyerlichkeiten, oder bey Wallfahrten angesponnen, (dergleichen ein Ehemann seiner Frau nicht immer versagen kann) sondern eben so oft in den Häusern vertrauter Freundinnen, oder Verwandten. Lothario meynte ferner, ein jeder Ehemann müßte durchaus einen Freund haben, der ihn auf jede Unbedachtsamkeit in seinem Betragen aufmerksam machte; weil die große Liebe eines Mannes zu seiner Frau ihn leicht verhindern könnte, auf manche Dinge zu merken, oder sie zu rügen, um ihr kein Mißvergnügen zu machen, die, wenn sie geschähen, oder nicht geschähen, ihm zur Ehre oder zur Schande gedeihen könnten, da hingegen die Erinnerungen seines Freundes ihn veranlassen würden, in allen solchen Fällen die gehörigen Maßregeln zu nehmen.

Wo findet man aber einen solchen Freund, wie Lothario ihn fordert? Ich wüßte wahrlich keinen, und nur ein Lothario war fähig, ein solcher Freund zu seyn, der mit aller Sorgfalt und Scharfsichtigkeit für die Ehre seines Freundes wachte, und die verabredeten Besuche in seinem Hause so sparsam einzurichten und abzukürzen wußte, daß er den bösen Zungen und müssigen Splitterrichtern keinen Anlaß gab, sich darüber aufzuhalten, daß ein junger, reicher, edler und einnehmender Mann, wie er war, in dem Hause eines liebenswürdigen Weibes, wie Camilla, aus und einginge. Denn ungeachtet sein unbescholtener Wandel einer jeden Lästerzunge den Zaum anlegen konnte, so wollte er doch weder seinen eigenen guten Ruf, noch die Ehre seines Freundes, auch nicht dem geringsten Zweifel aussetzen. Deswegen wußte er sich an den verabredeten Tagen so oft mit andern Dingen zu beschäftigen, daß ihm und Anselmo die Zeit meistens unter freundschaftlichen Vorwürfen von der einen, und Entschuldigungen von der andern Seite verging.

Einst, wie sie mit einander im Grünen spatzierten, fiel es Anselmo ein, seinen Freund folgendermaßen anzureden: „Denkst Du nicht, Freund Lothario, daß ich Ursache habe, die Vorsehung besonders zu preisen, daß sie mich nicht nur von solchen Aeltern, wie die meinigen, ließ gebohren werden, und mir alle Glücksgüter im reichesten Maße bescherte, sondern mir noch über das alles Dich zum Freunde und Camillen zur Gemahlinn gab, zwey Schätze, deren Werth ich zwar nicht völlig so, wie ich sollte, aber doch nach meinem besten Vermögen erkenne? Und doch, bey allen diesen Vortheilen, welche alles in sich fassen, was gewöhnlicher Weise die Menschen glücklich und vergnügt machen kann, führe ich das geschmackloseste und unzufriedenste Leben von der Welt. Denn es quält mich seit einigen Tagen, ich weiß nicht was für ein sonderbarer und ungewöhnlicher Drang, daß ich mich über mich selbst verwundere, mir heimliche Vorwürfe mache, und meine Wünsche vor mir selbst verbergen möchte. Dennoch drückt mich mein Geheimniß so sehr, als ob

ich mich gezwungen fühlte, es aller Welt zu offenbaren. Weil es nun einmahl heraus muß, so will ich es in Deinem Busen verbergen, indem ich versichert bin, daß die Verschwiegenheit, womit Du es bewahren, und der Eifer, womit Du, als mein wahrer Freund, suchen wirst mir zu helfen, mich bald aus meiner Angst reissen, und mir die Ruhe in demselben Grade wiedergeben werden, in welchem meine Thorheit mich in Mißvergnügen gestürzt hat."

Lothario erstaunte über die Anrede seines Freundes, und konnte nicht begreifen, was der Endzweck seiner langen Vorrede seyn könnte. Was er auch darüber hin und her dachte, was es seyn möchte, das sein Freund so sehr wünschte, war alles weit von der eigentlichen Wahrheit entfernt. Um sich von der peinlichen Ungewißheit zu befreyen, sagte er ihm, es sey beleidigend für ihre beyderseitige Freundschaft, wenn er Umschweife suche, um ihm die geheimsten Gedanken seines Herzens zu entdecken, da er versichert seyn könne, daß

er von ihm Rath und Hülfe zu erwarten habe, um entweder seine Wünsche erfüllt zu sehen, oder sich ihrer zu entschlagen.

„Das weiß ich, (versetzte Anselmo), und in diesem Vertrauen bekenne ich Dir, Freund Lothario, daß die Begierde, die ich empfinde, darin besteht, daß ich wissen möchte, ob meine Camilla wirklich so gut und vollkommen ist, wie ich sie mir denke. Zur Gewißheit dieser Wahrheit kann ich nicht anders gelangen, als wenn ich sie auf eine solche Probe stelle, wodurch der Grad ihrer Tugend eben so bewährt wird, wie das Gold durch das Feuer. Denn ich stelle mir vor, mein Freund, daß die Tugend eines Weibes nicht anders, als durch Versuchungen geprüft werden kann, und daß nur diejenige wirklich standhaft genannt zu werden verdient, welche sich weder durch Versprechungen, noch durch Geschenke, noch durch Thränen und unablässige Bitten ihrer Liebhaber gewinnen läßt. Denn was für Verdienst hat ein Weib, gut zu seyn, wenn sie Niemand zum

Bösen reizt? Was Wunder, daß ein Weib züchtig und ehrbar ist, wenn ihr keine Gelegenheit zum Leichtsinn gegeben wird, oder wenn sie weiß, daß sie einen solchen Mann hat, der ihren ersten Fehltritt mit dem Tode bestrafen würde? Folglich kann ich diejenige, welche sich aus Furcht, oder aus Mangel an Gelegenheit in ihren Schranken hält, nicht so hoch schätzen, als diejenige, welche den Versuchungen und Zudringlichkeiten ihrer Liebhaber rühmlich widersteht. Um dieser, und um vieler andern Ursachen willen, womit ich meine Meynung unterstützen könnte, wünsche ich, daß meine Frau diese Probe bestehen, und ihre Tugend in dem Feuer der wärmsten Liebeserklärungen prüfen und läutern lassen soll, und zwar von einem Manne, der es werth ist, seine Wünsche zu ihr zu erheben. Kommt sie (wie ich hoffe) siegreich aus diesem Kampfe, so werde ich alle meine Wünsche erfüllt sehen, und werde sagen können, daß mir das Glück ein Weib von solcher Standhaftigkeit beschieden hat, von welcher jener Weise sagte: wer wird sie finden? Ge-

schieht das Gegentheil, so will ich, ohne mich über mein Unglück zu beklagen, mit der Ueberzeugung zufrieden seyn, daß ich mich in meiner Meynung nicht geirrt habe, so theuer mir auch meine Erfahrung kosten mag. Versuche nicht umsonst, Freund Lothario, mich zu bereden, meinen Vorsatz aufzugeben. Du selbst sollst und mußt das Werkzeug seyn, meinen Wunsch zu befriedigen. Ich will Dir die Gelegenheiten geben, und es soll Dir an keinen Mitteln fehlen, die ich für zweckmäßig halte, um ein sittsames, züchtiges und uneigennütziges Weib in Versuchung zu führen. Ich erwähle Dich zu diesem schweren Unternehmen, hauptsächlich deswegen, weil ich weiß, daß Du, (im Fall Camilla von Dir überwunden würde), deinen Sieg nicht aufs äußerste verfolgen, sondern den Willen für die That nehmen wirst, so daß ich nicht weiter, als durch ihre Gesinnung beleidigt werde, und daß Deine unverbrüchliche Verschwiegenheit (die gewiß in Rücksicht auf alles was mich betrifft, ewig dauern wird) meine Schande bedeckt. Willst du nun, daß

ich mich meines Lebens freuen soll, so mußt Du ohne Verzug diesen verliebten Kampf unternehmen, und zwar nicht mit Kaltsinn und Nachlässigkeit, sondern mit allem Fleiß und Eifer, und mit derjenigen Treue, wofür unsere Freundschaft mir bürget."

Lothario hörte ihm aufmerksam zu, und öffnete nicht eher seine Lippen, bis Anselmo das letzte Wort ausgeredet hatte. Wie er aufhörte, sah er ihm noch lange mit Erstaunen und Verwunderung ins Gesicht, und gab ihm endlich zur Antwort: „Ich kann mir nicht einbilden, Freund Anselmo, daß Du anders, als im Scherz mit mir redest, und wenn ich glauben könnte, daß was Du mir gesagt hast, dein Ernst wäre, so hätt' ich Dich nimmermehr ausreden lassen, und Deine lange Rede nicht angehört. Entweder Du kennst mich nicht, oder ich habe mich in Dir geirrt. Wenigstens bist Du nicht der Anselmo, der Du sonst warest, und Du hältst mich ebenfalls nicht mehr für denselben Lothario, der ich Dir seyn sollte. Die Dinge, welche Du mir

gesagt hast, schicken sich weder für meinen Freund Anselmo, noch Dein Ansinnen für den Lothario, den Du kennst. Denn wahre Freunde sollen einander prüfen und gebrauchen, wie jener Dichter sagt, usque ad aras; das will sagen, sie sollen die Freundschaft nicht zu solchen Dingen mißbrauchen, welche wider die göttlichen Gesetze sind. Wenn ein Heide solche Begriffe von der Freundschaft hatte, wievielmehr soll ein Christ überzeugt seyn, daß er den Beyfall des Himmels keinen Rücksichten menschlicher Freundschaft aufopfern darf? Und wenn der Freund sich ja entschließen könnte, so weit zu gehen, daß er die göttliche Ordnung aus den Augen setzte, um seinem Freunde zu dienen, so müßte die Veranlassung nicht unbedeutend und geringfügig, sondern von der äussersten Wichtigkeit für die Ehre und das Leben seines Freundes seyn. An welchem von diesen beyden, Anselmo! läufst Du Gefahr, daß ich Dir zu gefallen die abscheuliche Handlung begehen soll, die Du mir anmuthest? Gewiß an Keinem; im Gegentheil begehrst Du, wenn ich Dich recht

verstehe, daß ich mir Mühe geben soll, Dir Ehre und Leben zu rauben, und zugleich mich selbst um beyde zu bringen; denn Verlust der Ehre ist ärger, als Verlust des Lebens, und wenn ich das Werkzeug seyn soll, Dir diesen unersetzlichen Verlust zuzufügen, schände ich dann nicht mich selbst, und morde meine eigene Ehre? Höre mich an Anselmo, und unterbrich mich nicht, bis ich Dir alles gesagt habe, was ich gegen Dein Begehren einwenden muß; ich will hernach wieder anhören, was Du mir darauf zu antworten hast." Anselmo war es zufrieden, und Lothario fuhr fort: „Du scheinst mir jetzt, Anselmo, Dich in dem Zustande eines Ungläubigen zu befinden, den man umsonst versuchen würde, durch Schriftstellen und Vernunftgründe zu überzeugen, sondern ihm lebendige, deutliche, treffende, und überzeugende Beyspiele vor Augen stellen, und mathematisch richtige Folgerungen daraus ziehen muß, die so unleugbar sind, als der Satz: wenn man von zwey gleichen Größen gleiche Größen abzieht, so bleiben die nachgeblie-

benen Größen einander ebenfalls gleich. Und wenn er sich gar nicht mit Worten überführen läßt, (wie das gemeiniglich der Fall ist), so muß man suchen, es ihm anschaulich und handgreiflich zu machen; wiewohl oft auch dieß alles nicht hilft, um ihn von den Wahrheiten der Religion zu überführen. Eben dieses Verfahren werd' ich auch bey Dir nöthig haben; denn der Wunsch, den Du nährst, ist so sehr aller gesunden Vernunft zuwider, daß ich nur Zeit verlieren würde, wenn ich Dir deinen Irrthum (um nicht einen härtern Ausdruck zu gebrauchen) zu erkennen geben wollte, und fast verdientest Du, daß ich Dich Deiner Bethörung zur Strafe überließe. Das erlaubt mir jedoch meine Freundschaft nicht, die mir nicht gestattet, Dich in einer so augenscheinlichen Gefahr umkommen zu lassen. Damit Du dieß einsehest, so sage mir selbst, Anselmo: forderst Du nicht von mir, daß ich die Sittsamkeit selbst versuchen, daß ich die Keuschheit verführen, daß ich die Uneigennützigkeit bestechen, daß ich die Klugheit überlisten soll? Allerdings thust

Du das; Denn Du weißt, daß Du ein sittsames, keusches, uneigennütziges, kluges Weib besitzest. Was suchst Du denn? Wenn Du glaubst, daß sie alle meine Angriffe abschlagen wird, (woran ich selbst nicht zweifle), was für bessere Nahmen kannst Du ihr hernach beylegen, die sie nicht jetzt schon verdient? Oder was kann ihren Werth, den sie jetzt schon hat, noch mehr erhöhen? Entweder Du denkst nicht von ihr, wie Du sprichst, oder Du weißt nicht, was Du haben willst. Wenn Du sie nicht für stark genug hältst, was willst Du sie denn auf die Probe stellen, wenn es nicht Deine Absicht ist, sie zum Bösen zu reizen, um sie strafen zu können? Wenn sie aber so vollkommen ist, wie Du glaubst, so ist es unverständig, eine ausgemachte Wahrheit erst ausmachen zu wollen, da sie keinen größern Werth dadurch erhalten kann. Du mußt mir demnach einräumen, daß es Unverstand ist, eine Sache zu unternehmen, die uns eher zum Schaden, als zum Vortheil gereichen kann; zumahl wenn man dazu durch keine Noth, oder Zwang, gedrungen wird,

und wenn man schon vorhersehen kann, daß es offenbare Thorheit seyn würde, den Versuch zu wagen. Gefährliche, oder höchst beschwerliche Dinge, unternimmt man nur aus heiligem Eifer, oder wegen höchst wichtiger irdischen Bewegungsgründe, oder um beyder Willen zusammen. So litten die Heiligen und Märtyrer, um in menschlichen Körpern den Engeln ähnlich zu werden. So trotzen Menschen den Stürmen und Meeren, den Beschwerlichkeiten verschiedener Himmelsstriche, und wilden barbarischen Völkern, um Reichthümer zu sammeln. So wagt sich der tapfre Kriegsmann in den Kreuzzügen für Gott und Welt zugleich: Kaum erblickt er in den Mauern der feindlichen Feste ein Loch von der Größe einer Kanonenkugel, so setzt er alle Furcht beyseite, denkt an keine Gefahr, die ihm droht, und beflügelt von der Begierde, für seinen Glauben, sein Volk und seinen König zu streiten, stürzt er sich in die Bresche, wo tausend Todesgefahren ihn erwarten. Dergleichen Unternehmungen sind löblich, nützlich, und ruhmvoll, so groß auch die Beschwerlich-

keiten und Gefahren seyn mögen, die man dabey zu überwinden hat. Aber mit demjenigen, worauf Du Deinen Sinn gesetzt hast, erlangst Du weder Gnade bey Gott, noch Schätze der Welt, noch Ehre bey den Menschen. Gelingt es Dir — so wirst Du nichts dadurch gebessert. Schlägt es fehl — so stürzest Du Dich in das größeste Elend; denn es wird Dir nichts helfen, Dir einzubilden, daß Niemand von Deinem Unglück weiß; es wird Dir Qual genug seyn, es selbst zu wissen. Erinnere Dich, zur Bekräftigung dieser Wahrheit, einer Stanze aus dem berühmten Gedichte des Luis Tansilo, am Ende des ersten Theils seiner Thränen des heiligen Petrus:

Jetzt hatt' der Hahn gekräht; die Dämm'rung kam;
die Ruhe war aus Petri Brust verschwunden;
mit jedem Augenblicke wuchs der Gram,
und schlug im Herzen tiefer ihm die Wunden.
Zwar sah ihn Keiner; dennoch ward die Scham
nur desto schmerzlicher von ihm empfunden;
denn jeder Irrthum drückt ein redliches Gemüth
mit Centnerlast, wenn's auch auf Erden Niemand sieht.

Also wird das Geheimniß Deinen Schmerz gleichfalls nicht mindern, und wenn Du ihn auch nicht öffentlich mit Thränen in den Augen zeigest, so wird er Dir darum nicht minder am Herzen nagen, wie es jenem einfältigen Doctor ging, von dem uns der Dichter *) erzählt, daß er die Probe mit dem Gefäße machte, welche Rinaldo weit klüglicher unterließ. Diese erdichtete Erzählung enthält eine sehr gute Warnung, welche wohl verdient in Acht genommen zu werden; zumahl wenn ich Dir noch folgendes zu betrachten gebe, um Dir deinen großen Irrthum noch klarer zu zeigen: Sage mir, Anselmo, wenn der Himmel, oder Dein gutes Glück, Dich zum Besitzer eines köstlichen Diamants gemacht hätte, von dessen Aechtheit alle Steinkenner, die ihn gesehen und untersucht hätten, überzeugt wären, und ihn mit einmüthiger Stimme für so vollkommen erklärten, als ein solcher Stein seyn kann; wenn Du selbst es ebenfalls glaubtest, und keine Ursache hättest, das

*) Ariosto im Orlando furioso.

Gegentheil zu denken; wär' es dann klug gehandelt, wenn es Dir dennoch einfiele, ihn auf den Amboß zu bringen, und mit dem Hammer zu versuchen, ob er auch wirklich so hart wäre, wie man Dir versicherte? Denn gesetzt Du thätest es, und der Stein hielte die thörichte Probe aus, so würd' er dadurch weder theurer, noch köstlicher werden; wenn er aber zerbräche, (welches doch auch geschehen könnte), wäre er dann nicht gänzlich verlohren? Allerdings, und seinen Besitzer würde noch dazu Jedermann einen Thoren nennen. Denke Dir demnach Camillen als ein kostbares Kleinod, sowohl nach Deiner eigenen Meynung, als nach der Meynung eines jeden andern, und glaube nicht, daß Du klug handelst, sie der Gefahr des Zerbrechens auszusetzen. Denn gesetzt auch, daß sie ihre Unschuld bewahrte, so würde dadurch ihr jetziger Werth nicht erhöht werden. Fiele sie aber, und hielte die Probe nicht aus, so bedenke, daß sie für Dich verlohren wäre, und daß Du alles Dir selbst beyzumessen hättest, indem Du allein Schuld an ihrem Verderben,

und an Deinem eigenen wärest. Bedenke, daß kein Kleinod in der Welt so kostbar ist, als ein keusches und züchtiges Weib, und daß die Ehre eines Weibes lediglich von der guten Meynung abhängt, die man von ihr hat. Da nun Deine Gattinn diese gute Meynung in dem hohen Grade für sich hat, der Dir bekannt ist, warum willst Du denn diese Wahrheit in Zweifel ziehen? Vergiß nicht, mein Freund, daß ein Weib ein schwaches Geschöpf ist, und daß man ihr nichts in den Weg legen muß, worüber sie straucheln oder fallen könnte, sondern ihr vielmehr jeden Anstoß aus dem Wege räumen, damit sie ohne Schwierigkeit auf dem Pfade der Tugend fröhlich fortwandeln, und das Ziel der Vollkommenheit erreichen möge. Die Naturkundigen sagen von dem Hermelin, daß es sich eher von den Jägern, die ihm nachstellen, fangen läßt, als es seine Rettung auf einem Wege suchen sollte, wo es durch Unrath sein weißes Fell besudeln müßte; indem es die Reinigkeit mehr liebt, als Freyheit und Leben. Ein tugendsames keusches Weib ist ein solches Hermelin; die Tugend der Keuschheit ist reiner und weißer

als neugefallner Schnee. Wer da wünscht, daß sein Weib diese nicht verlieren, sondern bewahren und behalten soll, der lege ihr nicht (wie die Jäger dem Hermelin) den Unrath der Schmeicheley und Bestechung verführerischer Liebhaber in den Weg; denn es ist möglich, und vielleicht unvermeidlich, daß ihre Tugend und ihre natürlichen Kräfte nicht hinreichen, sie vor solchen Fallstricken und Nachstellungen zu bewahren; sondern man muß sie von ihr entfernen, und sie durch den Glanz der Tugend und durch den Ruhm eines guten Nahmens aufmuntern. Ein gutes Weib kann mit einem hellen Stahlspiegel verglichen werden, den der leiseste Athem eines Fremden verdunkelt und befleckt. Man muß sie behandeln wie ein Heiligthum, das ein Jeder zwar anbeten, aber nicht berühren darf. Sie ist wie ein Garten voll köstlicher Blumen, dessen Besitzer keinem Fremden erlaubt, sie zu brechen, oder zu betasten, sondern sich nur von fern an ihrem Duft und Geruch zu ergetzen. Zum Beschluß will ich Dir einige Verse vorsagen, die ich neulich in einem Lust-

spiele hörte, und die sehr zu dem Gegenstande unserer Unterredung passen. Ein vernünftiger Alter räth dem Vater eines schönen Mädchens, seine Tochter sorgfältig in Acht zu nehmen, und sagt unter andern:

Ein Weib ist wie ein zartes Glas,
versuchet nicht
ob's auch zebricht;
wie leicht geschähe das!

Ein Ding, das so zerbrechlich ist,
setzt nur ein Narr
keck in Gefahr,
da sich's nicht löthen läßt.

Dem Schenker sind die Weiber hold;
giebt's Danaen,
so sollt Ihr sehn,
es regnet auch wohl Gold.

Alles was ich Dir bisher gesagt habe, Anselmo, hat sich bloß auf Dich allein bezogen. Jetzt ist es billig, daß ich auch auf dasjenige komme, was mich selbst betrifft. Wenn ich etwas weitläuftig seyn muß, so setze es alles auf Rechnung des Labyrinths, worin Du Dich vertieft hast, und aus welchem Du willst, daß ich Dich führen soll. Du nennst mich

Deinen Freund, und willst mir meine Ehre rauben; ja auch damit noch nicht zufrieden, verlangst Du, daß ich Dir die Deinige rauben soll; das ist nicht freundschaftlich. Daß Du mir meine Ehre rauben willst, ist klar; denn wenn Camilla sieht, daß ich ihr nachstelle, so muß sie mich für einen ehrlosen, pflichtvergessenen Menschen halten, indem ich mich erfreche, alles aus den Augen zu setzen, wozu Deine Freundschaft mich verpflichtet. Daß Du ferner verlangest, daß ich Dich entehren soll, ist ebenfalls außer allem Zweifel; denn meine Liebeserklärungen müssen bey Camillen die Besorgniß erregen, daß sie mich ein leichtsinniges Betragen hätte spüren lassen, wodurch ich aufgemuntert wäre, ihr meine unerlaubten Wünsche zu entdecken, welche sie und zugleich Dich entehrten, da sie Dir zugehört. Denn eben deswegen spricht man mit Hohn und Verachtung von dem Ehemanne, dessen Weib die Schranken der Zucht durchbricht, wenn er gleich selbst weder Anlaß zu ihren Ausschweifungen gab, noch ihren Unordnungen vorbeugen konnte, und viel-

leicht nicht einmahl etwas davon wußte. Wer die Vergehungen eines Weibes erfährt, der begegnet ihrem Manne dafür mit Geringschätzung, statt ihn zu bedauern, indem nicht sein eigenes Versehen, sondern der Hang seiner bösen Gefährtinn, Schuld an dem Unheil ist. Ich will Dir aber erklären, warum die Unehre unvermeidlich auf den Mann fallen muß, wenn sein Weib auch ohne sein Wissen und Verschulden auf Irrwege geräth; werde nicht ungeduldig mich anzuhören, denn ich rede zu Deinem Besten: Die Schrift sagt uns, daß Gott nach der Schöpfung unsers ersten Stammvaters im Paradiese einen tiefen Schlaf auf Adam fallen ließ, während dessen er aus einer seiner Rippen die Mutter des Menschengeschlechts bildete, welche Adam beym Erwachen für sein Bein und Fleisch erkannte. Daher sprach Gott, der Mensch werde Vater und Mutter verlassen für sein Weib, und nur ein Leib mit ihr seyn. Dieß war die erste Stiftung des heiligen Standes der Ehe, dessen Bande nur der Tod auflösen kann, und so fest werden zwey Personen durch dieses Band

verknüpft, daß sie nicht nur einerley Fleisch und Bein werden, sondern unter guten Eheleuten vereinigen sich auch die Gemüther dergestalt mit einander, daß sie beyde nur einerley Willen haben. Daher kommt es, daß wie der Leib des Weibes auch der Leib des Mannes wird, so fällt auch jeder Mangel und Befleckung ihres Leibes auf den Leib des Mannes zurück, wenn er auch noch so wenig Anlaß dazu gegeben hat. Denn so, wie der ganze Körper leidet, wenn eins von seinen Gliedmaßen Schmerz empfindet, weil sie alle nur ein Ganzes ausmachen, und wie das Haupt die Verletzung der Zehe mit fühlt, obwohl es dieselbe nicht verursacht hat, so trägt auch der Mann die Schande seines Weibes, weil sie beyde nur ein Wesen sind. Wie wir uns nun alle Ehre und Schande in der Welt gleichfalls durch unser Fleisch und Blut, oder durch unsere Leidenschaften zuziehen, und die Untugenden eines bösen Weibes eben daher entstehen, so kann der Mann nicht vermeiden, seinen Theil an der Unehre zu tragen, ohne es zu wissen, oder zu verschulden.

Bedenke demnach, Anselmo, in welche Gefahr Du Dich stürzest, indem Du die Ruhe Deines guten Weibes stören willst; bedenke wie eitel, wie unbedachtsam die Neugier ist, mit welcher Du die Gefühle zu wecken versuchest, die jetzt in ihrer keuschen Brust ruhig schlummern. Stelle Dir vor, daß dasjenige wenig oder nichts ist, was Du gewinnen kannst, und daß dagegen die Gefahr des Verlusts so groß ist, daß ich sie Dir nicht schildern mag, weil mir Worte fehlen, sie zu beschreiben. Wenn aber alle meine Vorstellungen Dich nicht von Deinem unbedachtsamen Vorhaben abwendig machen können, so wähle Dir immer ein anderes Werkzeug, um Dir Unglück und Schande zu bereiten. Ich will es nicht werden, wenn ich auch alles, was ich am theuersten halte, Deine Freundschaft, darüber einbüßen sollte."

Hier schwieg der tugendhafte, verständige Lothario, und tief in Gedanken verlohren, hing Anselmo noch lange an seiner Rede. Endlich sprach er: „Du siehst Freund Lotha-

rio, mit welcher Aufmerksamkeit ich Dir zugehört habe. Aus den Gründen und Beyspielen, die Du anführest, erkenne ich Deinen großen Verstand, und den hohen Grad Deiner aufrichtigen Freundschaft für mich. Ich sehe und bekenne zugleich, daß ich in mein eigenes Unglück renne, wenn ich Deinen Rath vernachlässige, und meinen eigenen Grillen folge. Bey dem allen mußt Du mich behandeln, wie ein lüsternes Weib, das sich nach ungeschmacken und ekelhaften Dingen sehnt, und gesunde Speisen dafür stehen läßt. Es ist demnach nöthig, daß Du Dich eines Kunstgriffs bedienest, um mich zu bessern, und dieß wird Dir nicht schwer werden, wenn Du den Anfang machst, Camillen aufzuwarten, geschähe es auch nur nachlässig, und verstellter Weise. Camilla wird nicht so schwach seyn, daß ihre Tugend sie gleich beym ersten Angriffe verließe. Ich werde mich mit diesem ersten Versuche begnügen, und Du wirst Deine Pflicht, als Freund, gegen mich erfüllen, indem Du mir nicht nur das Leben wiedergiebst, sondern mich auch überzeugst, daß

meine Ehre gesichert ist. Eine einzige Ursache ist hinlänglich, Dir dieses zur Pflicht zu machen; Du siehst nämlich, wie fest ich entschlossen bin, den Versuch anzustellen, und Du darfst nicht zulassen, daß ich meine ausschweifende Grille einem andern entdecke, bey welchem meine Ehre, die Dir am Herzen liegt, Gefahr laufen würde. Wenn auch die Deinige eine kurze Zeit lang in Camillens Meynung litte, so darfst Du das nicht achten. Denn so bald wir die gehoffte Standhaftigkeit bey ihr finden, kannst Du ihr unsern ganzen Anschlag entdecken, und versichert seyn, ihre gute Meynung wieder zu gewinnen. Da Du nun so wenig wagest, und mir ein so großes Vergnügen damit machst, so weigere Dich nicht, Trotz allen Unannehmlichkeiten, welche Du Dir dabey denkst. Denn wie gesagt, ich bin entschlossen, es beym ersten Versuche bewenden zu lassen, und die Sache dann als ausgemacht anzusehen."

Wie Lothario sah, daß sein Freund so fest bey seinem Entschlusse beharrte, und wie

er weder neue Gründe, noch Beyspiele mehr finden konnte, um ihn davon abzubringen, sondern fand, daß er vollends drohte, seine thörichten Grillen einem andern zu entdecken, entschloß er sich, um ein größeres Uebel zu vermeiden, ihm nachzugeben, und zu thun, was er von ihm verlangte. Er nahm sich zugleich vor, sich so zu benehmen, daß er, ohne in Camillens Gesinnungen eine Veränderung zu verursachen, seinem Freunde Genüge leistete. Er bat ihn deswegen, sich keinem andern anzuvertrauen, weil er selbst die Ausführung seines Auftrags übernehmen wollte, so bald es ihm gefiele.

Anselmo umarmte ihn, und dankte ihm so herzlich für sein Anerbieten, als wenn er ihm die größte Wohlthat erzeigt hätte. Sie nahmen Abrede, sogleich des folgenden Tages zum Werke zu schreiten, und Anselmo versprach, seinem Freunde Zeit und Gelegenheit zu verschaffen, Camillen allein zu sprechen, und ihn mit Geld und Kleinoden zu versehen, um ihr Geschenke zu machen. Er rieth ihm,

ihr Abendmusiken zu geben, Verse zu ihrem Lobe zu dichten, und wenn er sich ja nicht damit bemühen möchte, so wollte er selbst die Verse für ihn machen. Lothario bezeigte sich zu allem willig, wiewohl in ganz anderer Absicht, als Anselmo glaubte. Nach dieser Verabredung verfügten sie sich beyde nach Anselmo's Hause, wo Camilla ihren Gemahl mit zärtlicher Bekümmerniß erwartete, weil er viel später, als gewöhnlich, zu Hause kam. Lothario ging darauf nach seiner Wohnung, und Anselmo war den übrigen Tag so vergnügt, als Lothario tiefsinnig war, weil er nicht mit sich einig werden konnte, wie er sich aus diesem kitzlichen Handel ziehen wollte. Inzwischen machte er noch denselben Abend seinen Plan, so gut er konnte, um Anselmo zu hintergehen, ohne Camillen zu beleidigen, und ging des folgenden Tages zu seinem Freunde zum Essen, wo ihn Camilla mit der Gefälligkeit aufnahm und bewirthete, welche des Mannes würdig war, den ihr Gemahl so sehr hochschätzte. Nach aufgehobener Tafel bat Anselmo den Lothario,

thario, seiner Frau Gesellschaft zu leisten, weil ein nothwendiges Geschäft ihn auf einige Stunden abriefe. Camilla bat ihn, zu Hause zu bleiben; Lothario erbot sich, ihn zu begleiten. Anselmo bestand aber durchaus darauf, daß Lothario bleiben, und ihn erwarten sollte, weil er mit ihm noch etwas von Wichtigkeit zu verabreden hätte. Er bat Camillen gleichfalls, seinem Freunde indessen Gesellschaft zu leisten. Kurz, er wußte die Nothwendigkeit seiner Entfernung so gut vorzustellen, daß sie Niemand für eine verstellte Rolle halten konnte. Anselmo ging, und Camilla und Lothario blieben allein im Speisezimmer, weil die Bedienten alle zum Essen gegangen waren. Lothario war nun auf dem Kampfplatze, den ihm sein Freund angewiesen hatte, im Angesichte seiner Gegnerinn, die mit ihren Reizen ein ganzes Geschwader gewapneter Ritter besiegen konnte. Man denke, ob er Ursache hatte, Mißtrauen in seine Kräfte zu setzen! Er zog sich aus dem Handel, so gut er konnte; stellte sich als ob ihn der Mittagsschlaf überfiele, und schlummerte

ein auf seinem Sessel, worauf ihn Camilla verließ und in ihr Zimmer ging. Wie Anselmo zurück kehrte, Camillen auf ihrem Zimmer, und Lothario schlafend fand, glaubte er, daß Lothario während seiner langen Abwesenheit sich nicht nur gegen Camillen schon erklärt, sondern auch noch Zeit übrig gehabt hätte, um einzuschlafen. Er wartete mit Ungeduld, bis Lothario erwachte, um wieder mit ihm auszugehen, und von ihm zu hören, wie es ihm geglückt wäre. So bald demnach Lothario die Augen öffnete, eilte er mit ihm aus dem Hause, und fragte ihn nach dem Ausgange seiner Unterredung. Lothario sagte ihm, er habe es nicht für dienlich gehalten, sich gleich das erste Mahl völlig zu erklären, sondern er habe sich damit begnügt, Camillens Schönheit und Verstand zu rühmen, und ihr zu sagen, daß beyde der Gegenstand der Lobeserhebungen der ganzen Stadt wären. Dieß hielte er für einen guten Anfang, um sich bey ihr in Gunst zu setzen, und sich für das nächste Mahl um desto leichter Gehör zu verschaffen; (so wie

Satan, wenn er die wachsame Unschuld einschläfern will, sich in einen Engel des Lichts verstellt, und unter dem Schein des Guten seinen Betrug verbirgt, bis er seine Absicht erreicht, und dann in seiner eigenen Gestalt erscheint.) Anselmo war über alles sehr vergnügt, und versprach, ihm alle Tage eben solche Gelegenheit zu geben, und wenn er auch nicht ausginge, so wollte er sich schon auf solche Weise mit andern Dingen zu beschäftigen wissen, daß Camilla seinen verdeckten Plan nicht merken sollte. Es vergingen einige Tage, während welcher Lothario Camillen nie ein Wort sagte, obwohl er den Anselmo überredete, daß er mit ihr gesprochen, aber nicht ein einziges Wort von ihr herausgebracht hätte, welches den geringsten Tadel verdiente, oder ihm auch nur die entfernteste Hoffnung geben könnte; vielmehr (sagte er) habe sie ihm gedroht, sich bey ihrem Gemahl zu beschweren, wenn er seinen bösen Absichten nicht entsagte.

„Gut! (sprach Anselmo). Den Worten hat Camilla bisher widerstanden. Jetzt

müssen wir auch sehen, wie sie den Handlungen widersteht. Morgen send' ich Dir zweytausend Thaler in Golde, die Du ihr anbieten, oder geben kannst, und eine ähnliche Summe, um Kostbarkeiten dafür anzuschaffen. Je schöner ein Weib ist, desto mehr Vergnügen findet sie, (sie mag so keusch seyn wie sie will), sich mit solchen Sachen zu schmücken. Wenn sie dieser Versuchung nicht unterliegt, so will ich zufrieden seyn, und Dir weiter keine Mühe mehr machen."

Lothario antwortete, da er einmahl angefangen habe, so sey er auch bereit, die ganze Unternehmung bis zu Ende auszuführen; obwohl er versichert sey, daß er zuletzt, erschöpft und überwunden, den Kampfplatz werde verlassen müssen. Er empfing die viertausend Thaler, und befand sich nun in noch größerer Verlegenheit, als zuvor, weil er sich auf keine neue Lügen mehr zu besinnen wußte. Doch entschloß er sich endlich, kurzweg zu sagen, Camilla sey eben so unbestechbar für seine Geschenke, als für seine Worte,

und das beste sey, alle weiteren Versuche aufzugeben, weil nur Zeit umsonst damit verlohren würde. Allein das Schicksal fügte es anders. Anselmo ließ einst, nach seiner Gewohnheit, Lothario und Camillen allein; blieb aber im Nebenzimmer, und beobachtete durch das Schlüsselloch, womit sie sich unterhielten. Wie er fand, daß sie länger, als eine halbe Stunde, kein Wort mit einander redeten, kam er auf den Verdacht, daß alles, was ihm sein Freund von Camillens Betragen gesagt hätte, lauter Erdichtung und Unwahrheit wäre. Um sich davon zu überzeugen, rief er ihm, und fragte, wie es mit Camillen stände, und in welcher Stimmung sie jetzt wäre? Lothario gab ihm zur Antwort: er wollte mit der Sache nichts weiter zu thun haben; denn Camilla hätte ihn mit solchem Zorn und Verachtung abgewiesen, daß er nicht das Herz hätte, ihr ein Wort mehr zu sagen.

„Ach Lothario, Lothario! (versetzte Anselmo). Wie schlecht erfüllst Du deine

Pflicht, und wie übel belohnst Du das große Vertrauen, das ich in Dich gesetzt habe! Jetzt eben behorcht' ich Dich an dieser Thüre, und bemerkte wohl, daß Du nicht ein Wort zu Camillen sagtest. Ich schließe daraus, daß Du nie ein Wort mit ihr geredet hast, und wenn das ist, (wie ich nicht zweifle), so sage mir, warum betriegst Du mich, und warum willst Du mich mit List um die Mittel bringen, wodurch ich hoffen konnte, meinen Wunsch erfüllt zu sehen?"

Lothario ward beschämt und verwirrt über Anselmo's Vorwürfen. Er hielt es für einen Schimpf, daß er ihn über einer Unwahrheit ertappt hätte, und er schwor ihm, daß er ihn von dem Augenblick an völlig zufrieden stellen, und ihm keine Unwahrheit mehr sagen wollte; es stände ihm frey, ihn künftig zu behorchen, so oft er wollte, und er brauchte keines Anspornens, weil er forthin selbst allen Fleiß anwenden würde, ihm jeden Verdacht der Laulichkeit zu benehmen. Anselmo glaubte ihm, und damit er ihm die

Gelegenheit noch bequemer und sicherer machte, so entschloß er sich, auf acht Tage von Hause zu reisen, und sich bey einem Freunde aufzuhalten, der nicht weit von der Stadt auf dem Lande wohnte. Unglücklicher, unbedachtsamer Anselmo! was beginnst Du; was stiftest Du Dir selbst für Unglück und Schande! Dein Weib ist gut und tugendhaft; Du bist glücklich in ihrem ruhigen Besitze; Niemand steht deinem Frieden im Wege. Die Gedanken deiner Gattinn erstrecken sich nicht ausser den Bezirk ihrer häuslichen Beschäftigung; Du bist ihr Glück auf Erden, das Ziel ihrer Wünsche, die Fülle ihrer Freude, die Richtschnur ihres Willens. Da die Schatzgrube ihrer Tugend, ihrer Schönheit, und ihrer Sittsamkeit, Dir ohne Mühe ihren ganzen Reichthum darbietet, warum willst Du nach neuen unbekannten Schätzen graben, und Dich der Gefahr aussetzen, daß alles über Dir zusammenstürzt; da Du Dich auf nichts, als auf ihre schwachen Kräfte zu verlassen hast? Bedenke, daß derjenige, welcher unmögliche Dinge begehrt, mit Recht dasjenige

entbehren muß, was er hätte besitzen können, wie jener Dichter sagt:

Ich sucht' im Grabe Leben,
am Krankenbett Gesundheit,
und Freyheit im Gefängniß,
bey festen Schlössern Zugang,
und Treue bey Verräthern.

Drum strafte mich das Schicksal,
weil ich das, was unmöglich
zu finden ist, begehrte,
und raubte mir auch das noch,
was ich besitzen konnte.

Anselmo ging am folgenden Tage aufs Land, und sagte beym Abschied zu Camillen, Lothario würde während seiner Abwesenheit seine häuslichen Angelegenheiten wahrnehmen, und bei Tische ihr Gast seyn; er bäte sie demnach, ihn so, wie ihn selbst aufzunehmen. Camilla war, als ein verständiges und tugendhaftes Weib, über den Befehl ihres Gemahls betrübt, und bat ihn, zu bedenken, wie unschicklich es sey, daß in seiner Abwesenheit ein anderer seinen Platz an ihrem Tische einnehmen sollte. Wenn er ein Miß-

trauen in ihre Fähigkeit setzte, ihr Haus zu regieren, so bäte sie ihn, sie nur dießmahl auf die Probe zu stellen, so würde er finden, daß sie wohl noch größern Geschäften gewachsen wäre. Anselmo versetzte, er wollte es so haben, und für sie sey nichts anders zu thun, als die Hand auf den Mund zu legen, und zu gehorchen. Camilla versprach es, so sehr es auch wider ihre Neigung geschah. Anselmo reisete ab, und am folgenden Tage kam Lothario in sein Haus, wo ihn Camilla mit Achtung und Freundschaft empfing. Sie vermied aber jede Gelegenheit, mit ihm allein zu seyn, und war beständig von Bedienten umgeben. Besonders kam eine von ihren Kammerjungfern, Leonella genannt, ihr nie von der Seite. Camilla hielt viel auf sie, weil sie von ihrer Jugend an mit ihr im Hause ihrer Aeltern erzogen war, daher sie sie bey ihrer Verheirathung mit sich genommen hatte. In den ersten Tagen sagte Lothario kein Wort von Liebe zu Camillen, obwohl er dazu nach aufgehobener Tafel wohl Gelegenheit gehabt hätte, während der Zeit daß

die Bedienten zum Essen gingen; denn Lionella hatte zwar von Camillen Befehl erhalten, früher als ihre Herrschaft zu essen, um sich hernach nicht wieder von ihr zu entfernen: weil sie aber den Kopf voll anderer Gedanken hatte, und die Zeit zur Beförderung ihres eigenen Vergnügens gebrauchte, hielt sie sich nicht immer an die Vorschrift ihrer Gebieterinn, sondern ließ sie oft (als wenn sie dazu bestochen wäre) mit Lothario allein. Doch so groß war der Eindruck, welchen Camillens Tugend, Anstand, und Würde auf ihn machten, daß sie seine Zunge gefesselt hielten. Allein eben diese Vortheile, welche Camillens Vorzüge im Anfang über Lothario erhielten, daß sie ihm Stillschweigen auflegten, gereichten zuletzt beyden Theilen zum Schaden. Denn obgleich die Zunge schwieg, blieben doch die Gedanken nicht unbeschäftigt, und hatten nur desto mehr Musse, die ausbündige Vortrefflichkeit und Schönheit Camillens zu bewundern, welche im Stande gewesen wären, das Feuer der Liebe in einer Marmorbrust zu entzünden. Lothario sah,

wie liebenswürdig sie war, und wie konnte es anders seyn, als daß er allmählich vergaß, was seine Pflicht gegen seinen Freund von ihm forderte! Tausendmahl fiel es ihm ein, die Stadt zu verlassen, und dahin zu fliehen, wo ihn Anselmo, und er Camillen nie wieder sähe; allein schon hatte das Vergnügen, das er an ihrem Anblicke fand, zu tiefe Wurzel geschlagen. Er kämpfte mit sich selbst, um diese Empfindung aus seinem Herzen zu verbannen; er machte sich heimlich Vorwürfe über seine Leidenschaft, und schalt sich selbst einen treulosen Freund und schlechten Christen. Er stellte Vergleichungen an, zwischen sich selbst und Anselmo, und diese endigten zuletzt alle darin, daß er der Thorheit und dem blinden Zutrauen seines Freundes weit mehr Schuld beymaß, als seiner eigenen Treulosigkeit, so daß er das Verbrechen, welches er im Begriff war zu begehen, kaum noch für sträflich würde gehalten haben, wenn er vor seinem eigenen Gewissen so gute Entschuldigungen, als vor der Welt hätte finden können. Kurz, die Schönheit und Liebenswürdigkeit Camillens, und die Gelegenheit, welche ihr

unbedachtsamer Gemahl ihm an die Hand gab, streckten Lothario's Treue zu Boden, und nach einem dreytägigen Kampfe zwischen seiner Pflicht und seiner Neigung, fing er an, Camillen in so dringenden und feurigen Ausdrücken seine Liebe zu entdecken, daß sie voll Erstaunen aufstand, und sich in ihr Zimmer begab, ohne ihm ein Wort zu erwiedern. Durch diesen Beweis ihrer Strenge ließ sich jedoch Lothario seine Hoffnung (die gemeiniglich mit der Liebe zugleich entsteht und wächst) nicht rauben, und er schätzte sie deswegen nur noch höher. Camilla, welche sich von ihm eines solchen Betragens nie versehen hätte, wußte nicht wie sie sich verhalten sollte. Da sie es für gefährlich und unschicklich hielt, ihm neue Gelegenheiten zu geben, sie zu sprechen, sandte sie noch denselben Abend einen Boten an Anselmo, mit dem folgenden Briefe:

Capitel 34.

Fortsetzung der Erzählung von dem unbesonnenen Neugierigen.

Camillens Brief an Anselmo.

„Man pflegt zu sagen, eine Armee ohne General, und eine Festung ohne Commandanten, sey übel versorgt. Mich däucht aber, ein junges Eheweib ist noch übler daran, wenn sie ohne erhebliche Ursachen von ihrem Gemahl allein gelassen wird. Ich befinde mich durch Deine Abwesenheit in eine so bedenkliche Lage versetzt, und finde es so unmöglich, sie länger zu ertragen, daß ich werde gezwungen seyn, mich zu meinen Aeltern zu verfügen, und Dein Haus ohne Hüter zu lassen, wenn Du nicht bald zurück kommst. Derjenige, den Du mir zum Hüter bestellt hast, (wenn Du ihm anders dieses Amt übertrugest), scheint mir mehr auf sein eigenes Vergnügen, als auf Dein Wohlgefallen Rücksicht zu nehmen. Ich brauche mich nicht deut-

licher zu erklären, und mag es auch nicht thun. Du wirst mich verstehen."

Aus diesem Briefe sah Anselmo, daß Lothario seine Batterien schon hatte spielen lassen, und daß Camilla sich vertheidigte, wie er wünschte. Höchst vergnügt über diese Zeitung, ließ er ihr mündlich antworten, sie sollte auf keine Weise ihr Haus verlassen, weil er in kurzer Zeit zurück kommmen würde.

Camilla stutzte über ihres Gemahls Antwort, wodurch sie in neue Verlegenheit versetzt ward, weil sie sich nicht getraute, in ihrem Hause zu bleiben, und noch weniger, es zu verlassen und zu ihren Aeltern zu gehen. Denn wenn sie blieb, so setzte sie ihre Ehre in Gefahr, und wenn sie sich entfernte, so handelte sie dem Befehl ihres Mannes zuwider. Sie wählte endlich das, was in der Folge ihr Unglück war, und entschloß sich zu bleiben, mit dem festen Vorsatze, die Gegenwart des Lothario nicht zu vermeiden, um keinen Verdacht bey ihren Bedienten zu erregen. Ja sie bereuete es schon, daß sie

ihrem Mann geschrieben hatte; weil sie fürchte- te, er möchte denken, Lothario hätte irgend einen Leichtsinn an ihr bemerkt, welcher ihn verleitet hätte, die schuldige Ehrerbietung gegen sie aus den Augen zu setzen. Allein voll Zu- versicht auf ihre Tugend, verließ sie sich auf den Beystand des Himmels und ihrer eigenen Rechtschaffenheit, und nahm sich vor, alles stillschweigend hingehen zu lassen, was Lo- thario ihr sagen würde, ohne weiter davon Rechenschaft an ihren Mann zu geben, um ihm weder Verdruß, noch Händel, auf den Hals zu laden. Sie sann sogar selbst auf Mittel, Lothario bey Anselmo zu ent- schuldigen, wenn er sie nach der Ursache fra- gen würde, warum sie ihm geschrieben hätte. Voll von diesem Entschlusse, welcher mehr Gutmüthigkeit und Rechtschaffenheit, als Klug- heit und Vorsicht zum Grunde hatte, gab sie bey der nächsten Gelegenheit Lothario Gehör, welcher dießmahl so rührend sprach, daß ihre Standhaftigkeit anfing zu wanken, und daß sie Mühe hatte, ihren Augen zu wehren, da- mit sie nicht das zärtliche Mitleiden verriethen,

welches seine Reden und Thränen in ihrem Busen erweckten. Das alles bemerkte Lothario, und es diente zur Vermehrung seiner Flamme. Er glaubte, die Abwesenheit des Anselmo nützen zu müssen, um die Eroberung der Festung zu beschleunigen. Er schmeichelte demnach ihrer Eitelkeit mit Lobsprüchen auf ihre Reize; denn nichts ist so sehr fähig, den festgegründeten Thurm der weiblichen Ehrliebe einzustürzen, als Lobsprüche, die ihrer eiteln Ruhmbegierde schmeicheln. Kurz, er untergrub den Felsen ihrer Tugend auf so mancherley Weise, daß Camilla fallen mußte, wenn sie auch aus Erz wäre gegossen gewesen. Er bat, schmeichelte, klagte, schwor, verhieß, und schilderte seine Empfindungen mit so feurigen Farben, daß er die Enthaltsamkeit Camillens zu Boden warf, und einen Sieg erlangte, auf den er sich (so wünschenswerth er ihn auch hielt) nur wenig Hoffnung gemacht hatte. Camilla, die tugendhafte Camilla, ergab sich; doch war's Wunder, daß sie fiel, da die Freundschaft eines Lothario nicht Stand hielt?! — Ein überzeugendes

Bey-

Beyspiel, daß man die Liebe nur überwinden kann, indem man sie flieht, weil mehr, als menschliche Kräfte erfordert werden, um ihrer Macht zu widerstehen.

Lionella war die einzige Vertraute, welche von der Niederlage ihrer Gebieterinn etwas wußte; denn vor ihr konnten die neuen Verliebten und bundbrüchigen Freunde ihr Geheimniß nicht verbergen. Lothario wollte Camillen von der Anmuthung des Anselmo nichts sagen, und daß dieser ihm Gelegenheit gegeben hätte, zu seinem Endzweck zu gelangen, damit sie nicht von seiner Zärtlichkeit geringer denken, und sich vorstellen möchte, der bloße Zufall, und nicht seine eigene Leidenschaft, hätte ihn zur Liebe bewogen. Anselmo kam in wenigen Tagen zu Hause, und ward nicht gewahr, was er indessen verlohren hatte, nämlich das, was er am höchsten schätzte, und am wenigsten in Acht nahm. Er ging unverzüglich zu Lothario, und fand ihn zu Hause. Sie umarmten einander, und Anselmo fragte, ob er ihm Tod oder Leben verkündigte?

„Die Nachricht, die ich Dir geben kann, Freund Anselmo, (sprach Lothario), ist, daß Du ein Weib hast, welche mit Recht das Muster und die Krone aller guten Weiber genannt zu werden verdient. Jedes Wort, das ich ihr gesagt habe, war in den Wind geredet; meine Dienste wurden verschmäht; meine Geschenke mit Verachtung abgewiesen; und meine verstellten Thränen zum Ziel ihrer Spötteleyen gemacht. Mit einem Worte, wie Camilla der Ausbund aller Schönheit ist, so ist sie nicht weniger der Inbegriff der Keuschheit, der Liebenswürdigkeit, der Sittsamkeit und aller Tugenden, die ein vortreffliches Weib schmücken, ehren, und glücklich machen können. Nimm dein Geld zurück, mein Freund; ich habe nicht Gelegenheit gehabt, es anzurühren. Camillens Tugend läßt sich weder durch Geschenke, noch durch Versprechungen wankend machen. Sey nun zufrieden, Anselmo, und mache nicht noch mehr Versuche, als Du schon gethan hast. Du hast das Meer des Argwohns und der Zweifel, welche die Weiber uns verursachen können, glücklich überschifft;

wage Dich nicht von neuem in den Strudel der Unruhe, und versuche nicht, unter der Führung eines neuen Steuermanns, die Güte des Schiffes, das Dir der Himmel anvertrauet hat, um damit durch die Welt zu schiffen; sondern halte Dich für überzeugt, daß Du bereits in einem sichern Hafen angelangt bist; befestige Dich mit dem Anker der Hochschätzung, und bleibe ruhig liegen, bis man Dir den Zoll abfordert, von welchem kein Adel in der Welt uns befreyen kann."

Wer war vergnügter, als Anselmo, über diese Reden des Lothario! Er glaubte sie, wie einen Orakelspruch; doch bat er ihn, die Unternehmung nicht ganz aufzugeben; wäre es auch nur um des Zeitvertreibs und der Unterhaltung willen, und ohne eben in Zukunft so ämsig, wie bisher, dabey zu Werke zu gehen, so möcht' er doch noch einige Verse, zu Camillens Lobe, unter dem erdichteten Nahmen Chloris machen, so wollte er ihr einbilden, daß Lothario in eine Dame verliebt wäre, welcher er unter diesem Nahmen

seine Gedichte widmete, und er bot ihm abermahl an, die Verse für ihn zu machen, wenn er selbst nicht Zeit, oder nicht Lust dazu hätte.

„Das ist nicht nöthig (versetzte Lothario). Die Musen sind nicht so unfreundlich gegen mich, daß sie mich nicht bisweilen besuchen sollten. Sage Du nur Camillen von meiner Liebe, was Du jetzt erwähntest, und laß mich für die Verse sorgen. Wenn sie auch nicht völlig so gut gerathen, wie sie der Gegenstand verdient, so sollen sie doch so gut werden, als ich im Stande bin, sie zu verfertigen.“

Sobald diese Abrede zwischen dem Unbesonnenen und seinem treulosen Freunde genommen war, ging Anselmo nach Hause, und that an Camillen die Frage, die sie längst erwartet, und zu ihrer Verwunderung von ihm bisher noch nicht gehört hatte, was sie nämlich bewogen habe, ihm den Brief zu schreiben, den sie ihm aufs Land gesandt hätte?

Camilla gab ihm zur Antwort, sie habe geargwohnt, Lothario hätte sie mit etwas minder ehrerbietigen Augen betrachtet, als da er zu Hause gewesen wäre; sie habe sich aber bereits eines andern überzeugt, und glaube, daß es nur die Schuld ihrer Einbildung gewesen sey, weil Lothario jetzt selbst vermeide, sich mit ihr allein zu befinden. Anselmo versicherte ihr, sie könne allen Argwohn fahren lassen, weil ihm bekannt sey, daß Lothario ein verdienstvolles Mädchen liebe, und bisweilen Gedichte unter dem Nahmen Chloris an sie richte. Wenn aber auch dieß nicht wäre, so hätte sie von Lothario, wegen seiner aufrichtigen Freundschaft für ihn, nichts zu besorgen. Hätte Lothario nicht schon vorher Camillen einen Wink gegeben, daß seine Liebe für Chloris nur eine erdichtete Sache wäre, die er gegen Anselmo vorgegeben habe, um sich bisweilen, ohne Verdacht zu erwecken, mit Camillens eigenem Lobe beschäftigen zu können, so wäre sie gewiß über diese Nachricht eifersüchtig geworden. Jetzt aber machte sie sich darüber keine Sorge.

Eines Tages, wie sie alle drey mit einander zu Tische saßen, bat Anselmo seinen Freund, er möchte ihm doch etwas vorlesen, was er auf seine geliebte Chloris gedichtet hätte; denn da Camilla sie doch nicht kennte, so dürfte er sicher von ihr sagen was er wollte.

„Und wenn sie sie auch kennen sollte, (versetzte Lothario), so würde ich doch nicht geheim damit seyn. Denn wenn ein Liebhaber die Reize seiner Geliebten erhebt, und sich zugleich über ihre Unerbittlichkeit beklagt, so schadet er gewiß nicht ihrem guten Ruf. Doch dem sey wie ihm wolle; hier ist ein Sonnett, welches ich gestern auf die Sprödigkeit meiner Chloris machte:

Sobald der süße Schlaf im stillen Schoß der Nacht
die Sterblichen erfrischt, erschallen meine Klagen.
An Worten bin ich arm; reich bin ich nur an Plagen,
die mir der Himmel schickt, und die mir Chloris macht.

Des Morgens wendet kaum der Sonnengott den Wagen,
und steigt im Orient empor mit neuer Pracht,

so ist mein Klaglied auch von neuem schon erwacht,
wo nichts als Mißlaut tönt; wo Seufzer Seufzer
jagen.

Der Mittag kommt heran, und senkrecht
fällt der Strahl,
der alles mild' erwärmt — nur deinen Busen nicht,
O Chloris! — und mein Herz fühlt doppelt seine
Qual.

Jetzt kehrt die Nacht zurück; mit ihr wächst
das Gewicht
der Leiden — denn umsonst sind Thränen ohne Zahl;
der Himmel bleibt mir taub, und Chloris hört
mich nicht.

Camilla war sehr mit dem Sonnett zufrieden, und Anselmo lobte es noch mehr, und sagte, die Dame müßte übermäßig spröde seyn, welche gegen so viele Wahrheit im Ausdruck unerbittlich bliebe.

„Ist denn alles wahr, was die verliebten Dichter in ihren Versen sagen?“ fragte Camilla.

„Als Dichter (versetzte Lothario) sagen sie nicht immer die Wahrheit; aber als

Verliebte sind sie immer eben so wahrhaftig, als kurz und bündig in ihren Ausdrücken."

„Daran ist kein Zweifel" sprach Anselmo, um den Worten des Lothario bey Camillen Gewicht zu geben, welche die Absicht ihres Mannes eben so wenig errieth, als sie schon sehr in Lothario verliebt war. Weil sie nun eines Theils Vergnügen an seinen Versen fand, und es überdieß für ausgemacht hielt, daß alle seine Wünsche und Gedichte nur auf sie selbst abzielten, und daß sie die eigentliche Chloris wäre, die er besänge, so bat sie ihn, wenn er sonst noch ein Sonnett, oder ein anderes Gedicht, bey der Hand hätte, es vorzulesen.

„Ich weiß wohl noch eines (versetzte Lothario). Ich zweifle aber, ob es so gut ist, wie das erste, oder besser zu sagen, ob das erste nicht weniger schlecht ist. Doch Ihr mögt selbst lieber davon urtheilen. Hier ist es:

Wenn Du mich nicht erhörst, so ist mein Tod gewiß.
Denn weit gewisser ist's, daß ich zu Deinen Füßen

erblassen will, als mir den Vorwurf machen müssen,
es reute mich, daß ich Anbetung Dir verhieß.

Nein, immer mag das Grab schon mein Gebein
verschließen;
mein Auge decke schon die ew'ge Finsterniß;
doch öffne mir die Brust, so findest Du gewiß
mit Amors schärfstem Pfeil dein Bild darin gerissen.

Dieß Heiligthum bewahrt mein Herz bis in den
Tod;
je mehr auch Schmerz und Gram die Sele mir empören,
um desto fester wird es ewig Dir gehören.

Weh, weh, dem Schiffer, dem Sturm, Fels,
und Woge droht,
im lecken Schiff, wenn ihm auf unbekannten Meeren
der Compaß mangelt, und ein Hafen in der Noth!

Anselmo lobte dieß zweyte Sonnett, wie das erste, und fügte auf diese Weise immer ein Glied nach dem andern zu der Kette, womit er seine Schande befestigte; denn je thätiger Lothario war, an seiner Schmach zu arbeiten, desto mehr hielt er sich für geehrt. Eben so ging es ihm mit Camil-

len; jede Stufe, die sie hinabging bis auf den Abgrund der verdienten Geringschätzung, schien ihm eine Staffel, worauf sie sich dem Gipfel der Tugend und des Ruhms näherte.

Wie einst Camilla sich mit ihrer Kammerjungfer allein befand, sagte sie: „Ich schäme mich doch, liebe Lionella, daß ich so wenig auf mich selbst gehalten, und Lothario seinen Sieg über mich so leicht gemacht habe. Wie viel Voreiligkeit, oder Leichtsinn, muß er mir nicht beymessen, da er nicht weiß, wie sehr ich mich von ihm mit unwiderstehlicher Gewalt angezogen fühlte!"

„Laßt Euch das keinen Kummer machen, gnädige Frau, (versetzte Lionella). Der Werth der Gabe verliert nichts dadurch, daß man sie bald gewährt, wenn sie an sich nur gut ist, und würdig, geschätzt zu werden. Ja man pflegt zu sagen, wer bald giebt, giebt doppelt."

„Man sagt aber auch, wohlfeile Waare kauft Niemand" erwiederte Camilla.

„Das läßt sich auf Euch nicht anwenden (sprach Lionella). Denn die Liebe geht nicht immer gleichen Schritt, wie ich gehört habe. Bald kommt sie geflogen, bald gekrochen; bey dem einen geht sie schnell, bey dem andern langsam; diesen macht sie dreist, jenen verzagt; hier macht sie nur eine leichte Wunde, dort dringt ihr Pfeil so tief, daß sie in demselben Augenblick, wo sie ihre Laufbahn antritt, auch schon ihr Ziel erreicht, und kaum hat sie bisweilen des Morgens eine Belagerung angefangen, so ist der Platz auch schon am Abend erobert, weil keine Kraft ihr widerstehen kann. Warum wollt Ihr Euch bekümmern und Euch Sorge machen, da es Lothario nicht besser gegangen ist, als Euch, wie sich Amor die Abwesenheit unsers Herrn zu Nutz machte, um Euch beyde unter sein Joch zu bringen? Er wollte und mußte seinen Vorsatz ausführen, ehe Anselmo Zeit gewann, wieder zu kommen, und durch seine Gegenwart ihm das Spiel zu verderben; denn der kleine Gott hat keine bessere Gehülfinn, um seine Absichten auszuführen, als die Gele-

genheit. Sie hilft ihm in allen seinen Unternehmungen, besonders im Anfang. Ich weiß das alles besser aus eigener Erfahrung, als durch Hörensagen, und ich kann Euch zu anderer Zeit viel davon erzählen, denn ich bin auch jung, und nicht von Holz und Stein. Ueberdieß, gnädige Frau, habt Ihr Euch nicht so schnell und eilig ergeben, daß Ihr nicht vorher an den Blicken, Seufzern, Reden, und Geschenken eures Liebhabers seine ganze Gesinnung erkannt, und daraus, so wie aus seinen eigenen Verdiensten abgenommen hättet, wie sehr Lothario eure Liebe verdiente. Verbannet demnach alle Furcht, und jeden Zweifel, den Euch eure Einbildungskraft erregt, und seyd versichert, daß Lothario Euch nicht weniger hochschätzt, als Ihr ihn, und da Ihr einmahl in dem Garn der Liebe gefangen seyd, so freuet Euch, daß derjenige, der Euch gefesselt hat, ein Mann von innerem Werth und Ehre ist. In ihm findet Ihr nicht nur Scharfsinn, Schönheit, Stärke und Sanftmuth (die vier S, die ein jeder guter Liebhaber besitzen soll) vereinigt,

sondern ein ganzes Alphabeth von Tugenden, denn er ist angenehm, bider, Cavalier, dienstfertig, edel, freygebig, großmüthig, höflich, jung, klug, lebhaft, munter, nachgiebig, offenherzig, prächtig, reich, standhaft, tapfer, unverdrossen, vornehm, wohlthätig, und zärtlich. Das Q und X sind zu harte Buchstaben für ein verliebtes Alphabeth, und das Y ist ja so nicht recht mehr Mode; dafür besitzt Lothario noch ein S mehr, seine Sorgfalt für eure Ehre."

Camilla lächelte über das Alphabeth ihrer Zofe, und merkte, daß sie erfahrner in Liebeshändeln seyn müßte, als sie geglaubt hätte, welches sie auch selbst gestand, und Camillen entdeckte, daß sie ein Liebesverständniß mit einem Jünglinge von guter Herkunft in der Stadt hätte. Camilla ward unruhig darüber, weil sie fürchtete, ihr eigener guter Nahme könnte durch diesen Handel in Gefahr kommen. Sie erkundigte sich des

wegen genau, ob Lionellens Verständniß sich weiter, als auf bloßen Umgang erstreckte, und das Mädchen entblödete sich nicht, es zu bejahen: So ausgemacht ist es, daß die Fehltritte der Hausfrau Unverschämtheit bey ihren Bedienten veranlassen, und wenn die eine strauchelt, so schämt sich die andere nicht, zu fallen, und nichts darum zu geben, ob es ihre Herrschaft weiß, oder nicht. Camillen blieb nichts anders übrig zu thun, als Lionellen zu bitten, ihrem Liebhaber nichts von ihren Angelegenheiten zu sagen, und ihr eigenes Verständniß so geheim zu halten, daß weder Anselmo, noch Lothario, das geringste davon erführen. Lionella versprach es zwar, allein sie hielt ihr Wort so schlecht, daß Camilla bald gewahr ward, sie würde durch Verschulden ihres Mädchens um ihren guten Ruf kommen. Denn so bald die freche und verwegene Lionella sahe, daß ihre Frau sich nicht so betrug, wie sie sollte, hatte sie keine Scheu, ihren Liebhaber ins Haus kommen zu lassen, weil sie versichert war, daß Camilla, wenn sie ihn

auch gewähr würde, sich nicht unterstehen dürfte, sie zu verrathen. Dieß ist eine von den Strafen, welche die Sünden einer Hausfrau nach sich ziehen, daß sie sich zur Sclavinn ihrer eigenen Bedienten macht, und gezwungen ist, ihre Untugenden und Laster zu bedecken, wie es Camillen ging. Diese bemerkte zwar oft, daß Lionella ihren Liebhaber bey sich im Zimmer hatte, allein sie unterstand sich so wenig, ihr darüber Vorwürfe zu machen, daß sie ihr vielmehr selbst Vorschub that, sich mit ihm zu verschließen, und ihr jede Störung aus dem Wege räumte, damit ihr Gemahl nichts davon erführe. Doch konnten sie mit aller Vorsichtigkeit nicht verhindern, daß nicht Lothario einst bey Tagesanbruch den jungen Menschen aus ihrem Hause kommen sahe. Lothario, der ihn nicht kannte, hätte ihn anfangs fast für ein Gespenst gehalten. Wie er aber sah, daß er sich mit Fleiß zu verbergen suchte, verfiel er auf einen andern Gedanken, welcher sie alle ins Unglück gestürzt hätte, wenn ihnen Camilla nicht aus der Verlegenheit half. Lothario stellte sich

nicht vor, daß der Mensch, den er zu einer so ungewöhnlichen Stunde aus Anselmo's Hause kommen sahe, um Lionellens willen da gewesen wäre; denn diese fiel ihm in dem Augenblick so wenig ein, als wäre sie nie in der Welt gewesen. Er dachte nicht anders, als daß Camilla sich eben so gefällig und leichtsinnig gegen einen andern, wie gegen ihn selbst, bezeigt habe. Und das ist eine zweyte Folge der Unenthaltsamkeit eines Weibes, daß sie selbst die gute Meynung desjenigen verliert, dessen Bitten und Ueberredungen sie sich ergeben hat, indem er glaubt, sie werde noch leichter die Beute eines andern werden, so daß der kleinste Funke eines solchen Argwohns bey ihm sogleich in volle Flammen auflodert. Es schien, daß Lothario in dem Augenblick seine richtige Besinnung verlohr, und daß ihn alle vernünftige Ueberlegung verließ. Denn ohne sich im geringsten ordentlich zu bedenken, stürzte er voll Verblendung und Ungeduld, und voll Begierde, sich an Camillen zu rächen, zu Anselmo ins Haus, ehe dieser noch aufgestanden war. „Wisse,

Anselmo, (sprach er), daß ich schon seit einigen Tagen mit mir selbst gekämpft habe, um mich zu enthalten, Dir dasjenige zu entdecken, was Dir nicht länger verborgen bleiben kann, noch muß. Wisse, daß Camillens Standhaftigkeit zum Wanken gebracht ist, und daß sie sich mir auf Gnade und Ungnade ergeben hat. Wenn ich Dir dieß bisher verschwieg, so geschah es bloß deswegen, weil ich erst erforschen wollte, ob es irgend eine vorübergehende Laune von ihr wäre, oder ob sie mich vielleicht auf die Probe stellen wollte, um zu sehen, ob die Liebeserklärungen ernstlich gemeynt wären, die ich ihr auf Dein Verlangen gethan habe. Ich stellte mir überdieß vor, wenn Camilla diejenige wäre, für die wir beyde sie hielten, so würde sie Dir schon von meinen Nachstellungen Nachricht gegeben haben. Weil ich aber finde, daß sie damit zögert, so schließe ich daraus, daß es ihr ein Ernst mit dem Versprechen seyn muß, das sie mir gegeben hat, bey der nächsten Gelegenheit, da Du abwesend seyn wirst, meinen Besuch in Deiner Rüstkammer anzu-

nehmeu. (Dieß war der Ort, wo Camilla wirklich mit ihm heimlich zusammen zu kommen pflegte). Ich wünsche nicht, daß Du Dich mit Deiner Rache übereilen solltest, weil das Verbrechen noch nicht weiter, als in Gedanken begangen worden ist; denn vielleicht besinnt sich Camilla inzwischen eines bessern, und bereut ihren Vorsatz. Weil Du nun meinen Rath bisher immer ganz, oder doch zum Theil befolgt hast, so folge mir auch noch in dem, was ich Dir jetzt rathen will, damit Du Dich ohne Täuschung und mit grössester Vorsichtigkeit von allem überzeugest, was Dir zu wissen nöthig ist. Stelle Dich, als wolltest Du Dich, wie Du zu thun pflegst, auf zwey oder drey Tage entfernen, und verstecke Dich hinter den Tapeten und anderem Geräth in Deiner Rüstkammer, so werden Dich und mich unsere eigenen Augen von Camillens Absichten überzeugen, und wenn (wie es sehr zu befürchten ist) ihr Verbrechen sich bestätigt, so kannst Du, ohne die Sache laut werden zu lassen, selbst Deine Schmach in ihrem Blute rächen."

Anselmo ward über Lothario's Nachricht um desto mehr bestürzt, da er sie zu einer Zeit vernahm, wo er sie sich am wenigsten vermuthete, weil er glaubte, Camilla hätte bereits alle verstellten Angriffe des Lothario überwunden, so daß er anfing das Vergnügen über ihren Sieg zu genießen. Lange schwieg er mit auf die Erde geheftetem Blick; endlich rief er aus: „Du hast bisher alles ausgeführt, Lothario, wie ich's von Deiner Freundschaft erwartete. In allen Stücken hab' ich deinen Rath befolgt; thue ferner was Du für gut findest, und beobachte die Verschwiegenheit, welche bey einem so außerordentlichen Vorfall nöthig ist."

Lothario versprach es; bereuete aber im Weggehen jedes Wort, das er gesprochen hatte, wie er anfing zu bedenken, daß er sich an Camillen hätte rächen können, ohne so grausam und schimpflich dabey zu Werke zu gehen. Er schalt seine Thorheit, verwünschte seinen Jachzorn, und wußte nicht was er für Mittel ergreifen sollte, um das Gesche-

hene, wo nicht ungeschehen zu machen, doch wenigstens zu einem vernünftigen Ziele zu lenken. Endlich entschloß er sich, Camillen von allem Nachricht zu geben, und da es ihm an Gelegenheit dazu nicht fehlte, so sprach er sie noch desselben Tages unter vier Augen. „Liebster Lothario (rief sie ihm entgegen, so bald sie allein waren), mir liegt etwas auf dem Herzen, das mich über alle Maße quält. Stelle Dir vor, die Frechheit meiner Lionella geht so weit, daß sie jede Nacht ihren Liebhaber zu sich ins Haus kommen läßt, und ihn bis an den Morgen bey sich behält. Wie sehr läuft dabey meine Ehre Gefahr, da ein Jeder, der ihn zu einer so unschicklichen Zeit aus meinem Hause gehen sieht, die Freyheit hat, davon zu denken was er will! Was mich am meisten dabey peinigt, ist, daß ich sie weder züchtigen, noch ihr einen Verweis geben darf, weil das Bewußtseyn, daß sie um unser Geheimniß weiß, mir den Zwang auflegt, zu dem ihrigen zu schweigen, und doch fürcht' ich sehr, daß uns noch ein Unglück daraus erwächst."

Anfänglich hielt Lothario alles, was Camilla sagte, für eine verstellte List, womit sie ihm nur einbilden wollte, daß der Mensch, den er gesehen hatte, nicht um ihrentwillen, sondern wegen Lionellen ins Haus gekommen wäre. Wie sie ihn aber mit Thränen und Betrübniß um Rath und Hülfe bat, fing er an, die Wahrheit einzusehen, und war im Begriff, vor Verwirrung und Reue zu Boden zu sinken; doch faßte er sich, und bat Camillen, sich zu beruhigen, weil er wohl Mittel finden wollte, Lionellens Unverschämtheit zu bändigen. Er gestand ihr zugleich, was er, von Eifersucht verleitet, mit Anselmo gesprochen hätte, und daß zwischen ihnen verabredet wäre, Anselmo sollte sich in der Rüstkammer verstecken, um sich daselbst von ihrer Untreue zu überzeugen. Er bat sie um Verzeihung für seine Thorheit, und um ihren Rath, wie sie sich aus dem Labyrinth herauswickeln könnten, in welches seine Unvernunft sie beyde gestürzt hätte.

Camilla erschrack über das, was ihr Lothario sagte. Sie beklagte sich in den

bittersten Ausdrücken über seinen ungegründeten Argwohn, und über den unvernünftigen und feindseligen Entschluß, den er daher gefaßt hätte. Wie nun aber die Weiber von Natur geschickter sind, als die Männer, sich in der Geschwindigkeit zu helfen, es mag zu guten oder bösen Endzwecken seyn, (wenn sie gleich weniger fähig zu solchen Dingen sind, die ein reiferes Nachdenken erfordern,) so fand auch Camilla den Augenblick ein Mittel, sich aus dieser, dem Anschein nach, unauflöslichen Verwickelung heraus zu ziehen. Sie verlangte, Lothario sollte veranstalten, daß Anselmo sich des folgenden Tages an dem verabredeten Orte versteckte, weil sie Willens wäre, aus diesem Vorgange selbst den Nutzen zu ziehen, daß sie einander künftighin ohne die geringste Besorgniß genießen könnten. Ohne ihm ihren ganzen Plan zu entdecken, bat sie ihn nur, er möchte, nachdem Anselmo sich versteckt hätte, kommen, so bald sie ihn durch Lionellen rufen ließe, und auf alles was sie ihn fragen würde, möchte er gerade so antworten, als ob er gar nicht wüßte, daß Anselmo zugegen wäre.

Lothario drang in sie, ihm ihre ganze Absicht zu eröffnen, damit er desto besser im Stande wäre, seine Rolle so zu spielen, wie es erforderlich seyn würde. Sie bestand aber darauf, daß keine Vorbereitung nöthig, und daß es hinreichend wäre, wenn er nur so antwortete, wie sie ihn fragen würde; denn Camilla wollte ihm deswegen nicht vorher Rechenschaft von ihrem Vorhaben geben, damit er gegen ihren Plan keine Einwendungen machen, oder einen andern befolgen möchte, der vielleicht nicht so gut wäre.

Lothario entfernte sich, und den Tag darauf gab Anselmo eine Reise aufs Land zu seinem Freunde vor, kam aber bald wieder zurück und versteckte sich; welches er um desto leichter thun konnte, da ihm Camilla und Lionella die beste Gelegenheit dazu ließen. Indem Anselmo seinen Lauschplatz mit so klopfendem Herzen einnahm, wie einer, der mit eigenen Augen zu sehen erwartet, wie seine Ehre zu Grunde gerichtet wird, und im Begriff ist, das höchste Gut zu verlieren, welches

er in Camillen zu besitzen glaubte, traten Camilla und Lionella in die Rüstkammer, wo sie wußten, daß er schon versteckt war. „Ach liebste Lionella! (sagte Camilla mit einem tiefen Seufzer in dem Augenblicke, da sie herein trat), wär' es nicht besser, ehe ich den Vorsatz ausführe, den ich Dir nicht entdecken mag, damit Du mich nicht daran verhinderst, daß Du den Dolch des Anselmo nähmest, und mir dieß schändliche Herz durchbohrtest? Doch nein, thue es nicht. Warum soll ich für die Schuld eines andern büßen? Ich will erst erforschen, was die unverschämten Blicke dieses Lothario an mir entdeckt haben, daß er sich erfrechen durfte, mich mit Anträgen zu verfolgen, die für meine Ehre und für die Freundschaft meines Mannes so beleidigend sind. Gehe an dieß Fenster, Lionella, und rufe ihn; denn ohne Zweifel wartet er schon auf der Straße, in der Hoffnung, seine niederträchtigen Wünsche erfüllt zu sehen; aber eher werde ich meinen zwar grausamen, doch ehrenvollen Entschluß ins Werk richten."

„Ums Himmels willen, gnädige Frau! (erwiederte die verschlagene Lionella), was wollt Ihr mit diesem Dolch machen? Ihr wollt doch nicht dem Lothario, oder wohl gar Euch selbst, das Leben rauben? Das eine so wohl, wie das andere, würde eurer Ehre schädlich seyn. Verschmerzt lieber die Beleidigung, und gebt nicht zu, daß dieser böse Mensch jetzt in euer Haus kommt, und uns allein antrifft. Bedenkt, gnädige Frau, daß wir schwache Frauenzimmer sind, und er ein Mann, und entschlossen; und da seine böse Absicht ihn noch dazu verblendet, und seine Leidenschaften anfacht, so könnt Ihr vielleicht euren Vorsatz nicht so bald ausführen als er schon dasjenige vollbracht haben wird, was Euch theurer kosten würde, als der Verlust eures Lebens. Unser Herr Anselmo kann es nicht verantworten, daß er diesem Meuchelmörder so viele Gewalt in seinem Hause eingeräumt hat. Gesetzt, gnädige Frau, Ihr nähmt ihm das Leben (wie ich fürchte, daß Ihr's im Sinn habt), was sollen wir hernach mit seinem Körper machen?"

„Was wir machen sollen? (sprach Camilla). Mag ihn Anselmo zur Erde bestatten, weil es nicht mehr als billig ist, daß er die Mühe über sich nimmt, seine eigene Schande zu begraben. Rufe ihn nur geschwind; jeder Augenblick, den ich verliere, bis ich die gebührende Rache an Lothario nehme, ist ein Bruch der Treue, die ich meinem Ehemann schuldig bin."

Dieß alles hörte Anselmo, und bey jedem Worte, das Camilla redete, wandelte sich sein Herz. Wie er aber hörte, daß sie Willens war, den Lothario umzubringen, fehlte nicht viel, daß er nicht hervorsprang und sich zeigte, um sie davon abzuhalten. Doch hielt ihn die Begierde zurück, zu sehen, wie es mit ihrem kühnen und rühmlichen Vorhaben ablaufen würde, dessen Folgen er schon zu rechter Zeit vorzubauen entschlossen war.

Camilla sank in diesem Augenblick in eine tiefe Ohnmacht, und warf sich auf ein

Bett, das in der Kammer stand. Lionella weinte bitterlich. „O ich Unglückliche! (rief sie), wenn ich so elend wäre, daß mir hier der Ausbund aller Keuschheit in der Welt, die Krone der guten Weiber, unter den Händen stürbe!“ Wer diese und andere Ausrufungen hörte, mußte sie für das betrübteste und treueste Mädchen, und ihre Frau für eine zweyte verfolgte und gequälte Penelope halten.

Camilla kam indessen bald wieder zu sich. „Warum eilst Du nicht, Lionella, (sprach sie), den treuesten Freund zu rufen, den jemahls Sonne und Mond beschienen? Mache hurtig, eile, laufe, daß nicht durch Zögern die Gluth meines Zornes erkalte, und meine gerechte Rache sich nicht in leere Drohungen und Verwünschungen verwandele.“

„Gleich will ich ihn rufen, (erwiederte Lionella). Aber vorher, gnädige Frau, müßt Ihr mir diesen Dolch geben, damit Ihr nicht, indeß ich den Rücken wende, eine That begeht, welche allen, die Euch kennen, lebenslang Thränen kosten würde.“

Sey unbesorgt Lionella (versetzte Camilla). Wenn Dir gleich der Weg zu gewagt und unüberlegt scheint, den ich gewählt habe, meine Ehre zu vertheidigen, so werd' ich doch nicht so weit damit gehen, wie Lucretia, von der man sagt, daß sie sich ums Leben brachte, ehe sie etwas sträfliches begangen hatte, und nicht einmahl Rache vorher an demjenigen übte, der es ihr anmuthete. Nein, wenn ich sterben muß, so sterb' ich; aber nicht eher, bis ich mich an demjenigen gerächt habe, der mich zwang, an diesen Ort zu kommen, und seine Verwegenheit zu beweinen, wozu ich ihm nie Anlaß gab."

Lionella ließ sich lange bitten, ehe sie ging, Lothario zu rufen. Endlich that sie es. „O Himmel! (rief Camilla während ihrer Abwesenheit, als ob sie vor sich selbst redete), wär' es nicht vernünftiger gehandelt gewesen, wenn ich Lothario abgewiesen hätte, wie ich so oft gethan habe, anstatt ihm Gelegenheit zu geben, mich auch nur während dieser kurzen Zeit für gottlos und

pflichtvergessen zu halten, bis ich ihm seinen Irrthum beweise? Besser wär' es freylich gewesen; aber dann hätt' ich nicht mich selbst gerächt, und der Ehre meines Gemahls nicht Genüge gethan, wenn jener so leicht und ungestraft für seine bösen Begierden davon gekommen wäre. Mag der Treulose nun mit seinem Leben für seine schändliche Lüsternheit bezahlen! Möge die Welt erkennen, (wenn sie es zufälliger Weise erfährt), daß Camilla nicht nur ihre Treue gegen ihren Gemahl zu beobachten, sondern auch Rache an demjenigen auszuüben wußte, der sich unterwand, sie anzufechten. Nichts desto weniger hätte ich doch lieber Anselmo von allem Nachricht geben sollen. Aber that ich das nicht schon in dem Briefe, den ich ihm aufs Land schickte? Wenn er damahls nicht Rücksicht auf die Gefahr nahm, wovor ich ihn warnte, so hinderte ihn vermuthlich nichts anders, als sein redliches Zutrauen, welches ihm nicht erlaubte, zu denken, daß sein vertrautester Freund Anschläge wider seine Ehre schmieden könnte; ja ich selbst glaubte es nachher in langer Zeit nicht,

und hätt' es nimmermehr geglaubt, wenn seine Unverschämtheit sich nicht zuletzt durch seine Geschenke, Versprechungen und Ansinnungen entdeckt hätte. Doch wozu dienen mir jetzt alle diese Betrachtungen? Braucht es noch einiger Ueberlegung, um mich in meinem beherzten Entschluße zu befestigen? Nein, gewiß nicht! Weg mit dem Verräther! Rache schicke Dich an! Laß den Treulosen herein kommen; er komme und falle, entstehe daraus was da wolle! Unbescholten empfing mich derjenige, den mir der Himmel zu dem Meinigen gab. Unbescholten will ich ihn auch wieder verlassen. Das Aergste, was daraus entstehen kann, ist, daß ich mich zu gleicher Zeit in meinem eigenen keuschen Blute bade, und in dem Blute des falschesten Verräthers, der jemahls die Bande der Freundschaft entheiligte. Indem sie diese Worte sprach, ging sie mit dem gezückten Dolche in der Hand, mit so raschen Schritten und mit so heftiger Bewegung, in dem Zimmer auf und ab, daß sie eher einer Unsinnigen, oder einer Furie, als einem sanften Frauenzimmer ähnlich schien.

Anselmo, der alles durch die Tapete, hinter welcher er versteckt war, ansehen konnte, war voll Erstaunen, und hielt dasjenige, was er gesehen und gehört hatte, für hinreichend, den stärksten Argwohn zu widerlegen, und schon wünschte er, daß Lothario nicht kommen möchte, weil er befürchtete, es möchte ein plötzliches Unglück geschehen. Er war schon im Begriff, sich zu zeigen, um seine Gemahlinn zu umarmen und ihr alles zu entdecken, als ihn Lionellens Ankunft mit Lothario daran verhinderte. So bald ihn Camilla erblickte, machte sie mit dem Dolche auf der Erde einen großen Kreis vor sich. „Lothario! (rief sie) Nimm Dich in Acht, diesen Kreis nicht nur nicht zu überschreiten, sondern ihm auch nur nahe zu kommen. In dem Augenblick, da Du es versuchest, durchbohrt die Spitze dieses Degens mein Herz. Ehe Du mir auf diese Erklärung ein Wort erwiederst, höre erst ein Par Fragen von mir an, und dann antworte mir, wie Du willst. Zuerst laß mich Dich fragen, Lothario: Kennst Du meinen Gemahl Anselmo, und welche Meynung

hast Du von ihm? und zweytens sage mir, ob Du glaubest, auch mich zu kennen? Antworte mir ohne Umschweife und Verzug; denn meine Fragen enthalten keinen verwickelten Sinn."

Lothario war so einfältig nicht, daß er nicht von dem Augenblick an, da Camilla ihm befahl, Anselmo zu verstecken, ihren Plan errathen hätte. Er folgte daher jetzt ihrem Winke so geschickt, daß sie alle beyde ihre angenommenen Rollen bis zum höchsten Grad der Täuschung spielten. „Ich glaubte nicht, liebenswürdige Camilla (gab er ihr zur Antwort) daß Du mich rufen ließest, um mir Fragen vorzulegen, welche sehr weit von dem Endzweck entfernt sind, der mich hieher führte. Thust Du es, um die Gunstbezeugungen, die Du mich hoffen ließest, länger aufzuschieben, so hättest Du meine Hoffnung länger hinhalten könneu; denn je näher wir dem Besitz einer Glückseligkeit zu seyn wähnen, um desto eifriger sehnen wir uns nach diesem Besitze. Damit Du mir aber

nicht

nicht vorwerfest, daß ich Deine Fragen unbeantwortet ließe, so gestehe ich Dir, ich kenne Deinen Gemahl Anselmo; wir beyde kennen einander von unserer Jugend an. Ich sage Dir nichts von unserer Freundschaft, welche Dir genugsam bekannt ist, damit ich nicht wider mich selbst zeuge, indem mich die Liebe (die noch wohl größere Vergehungen rechtfertigt) verleitet, ihn zu beleidigen. Ich kenne Dich ebenfalls, Camilla, und schätze Dich nicht weniger hoch, als er selbst. Denn für einen Schatz von geringerem Werth hätte ich meine Pflicht und die heiligen Rechte der Freundschaft nicht verletzt, die ich, gezwungen von der unwiderstehlichen Macht der Liebe, gebrochen und aus den Augen gesetzt habe."

„Wenn Du dieß bekennst (versetzte Camilla), mit welcher Stirne kannst Du denn, Du abgesagter Feind alles dessen, was wirklich liebenswürdig ist! vor den Augen derjenigen erscheinen, von welcher Du weißt, daß sie das treue Gegenbild desjenigen ist, an dem Du Dich spiegeln solltest, um inne zu werden,

wie unverantwortlich Du handelst, ihn zu beleidigen? Aber ich Unglückliche! Ich errathe fast, was Dich bewogen hat, so wenig auf dasjenige zu halten, was Du Dir selbst schuldig bist. Vermuthlich machte ich mich einiger Unvorsichtigkeit in meinem Betragen schuldig — Leichtsinn kann ich es nicht nennen, weil es gewiß nicht mit Vorsatz geschehen ist, sondern mit der Unbefangenheit, womit ein Weib oft unversehens demjenigen Blößen geben kann, von dem sie sich keines Argen versieht. Wo nicht, so sage mir, Treuloser! Wenn gab ich Dir durch meine Worte, oder durch mein Betragen, das geringste Merkmahl, welches Dir Hoffnung machen konnte, Deine niederträchtigen Absichten bey mir zu erreichen? Wenn begegnete ich Deinen verliebten Reden anders, als mit Mißbilligung und strengem Tadel? Wenn glaubte ich den Verheissungen, womit Du so verschwenderisch warest? Und wenn nahm ich die Geschenke, womit Du mich überhäuftest? Doch da ich es mir nicht als möglich denke, daß Jemand seiner Liebe lange Zeit nachhängen könne, wenn ihn nicht

einige Hoffnung aufmuntert, so muß ich mir einbilden, daß meine eigene Sorglosigkeit Dich so lange geschäftig erhalten hat, und deswegen will ich mich selbst für Deine Schuld bestrafen. Damit Du nun gewahr werdest, (indem ich gegen mich selbst so grausam verfahre), wie unmöglich es sey, daß ich gegen Dich anders hätte handeln können, so habe ich Dich zum Zeugen des Opfers machen wollen, welches ich der beleidigten Ehre meines würdigen Gemahls bringe, an welchem Du Dich mit dem bestimmtesten Vorsatz versündiget hast, und ich ebenfalls, durch die wenige Vorsicht, die ich angewandt habe, die Gelegenheiten zu meiden, die ich Dir vielleicht gab, Deine unerlaubten Hoffnungen zu unterhalten. Ich sage noch einmahl, die Furcht, die ich habe, daß meine Fahrlässigkeit Deinen ungebührlichen Gedanken Nahrung gab, quält mich am meisten, und treibt mich an, mich mit eigenen Händen zu bestrafen; denn wenn ich meine Strafe von andern Händen empfinge, so würde vielleicht meine Schuld nicht so geheim bleiben. Doch ehe ich dieß vollführe, will ich noch im Tode demje-

nigen das Leben rauben, und ihn mit mir nehmen, der allein mich sättigen kann mit Rache, die ich mir selbst nehme, und die ich dereinst (es sey wo es wolle) von der unwandelbaren Gerechtigkeit in der Strafe desjenigen zu sehen erwarte, der mich zu diesem verzweifelten Schritte gebracht hat."

Indem sie dieß sprach, griff sie mit gezücktem Dolche Lothario so schnell und heftig an, daß er selbst nicht wußte, ob sie ihn nicht im Ernst damit durchbohren wollte; indem er alle seine Kraft und Geschicklichkeit anwenden mußte, um zu verhindern, daß sie ihn nicht verwundete. Wie Camilla sah, daß sie ihn nicht verwunden konnte, oder sich wenigstens so stellte, spielte sie die Rolle ihres beyspiellosen Betrugs so täuschend fort, daß sie die Wahrheit ihres Vorgebens mit ihrem Blute versiegeln wollte. „Wenn mir (sprach sie) das Schicksal nicht verstatten will, meinen löblichen Vorsatz ganz auszuführen, so soll es doch nicht vermögen, ihn völlig zu vereiteln." Darauf strebte sie, ihre Hand mit

dem Dolche dem Lothario zu entwinden, und gab sich eine leichte Wunde damit unter der linken Achselgrube, worauf sie wie ohnmächtig niedersank. Lionella und Lothario standen ganz erstaunt, und wußten nicht, ob sie ihren Augen trauen sollten, wie sie Camillen in ihrem Blute auf der Erde liegen sahen. Athemlos vor Schrecken, eilte Lothario, den Degen aus der Wunde zu ziehen. Wie er aber sah, wie klein und unbedeutend sie war, verließ ihn sein Schrecken, und er mußte von neuem Camillens Verschlagenheit bewundern. Um an seiner Seite nichts zu versäumen, begann er eine lange und traurige Klage über ihrem Körper, als wäre sie todt, und rief tausend Verwünschungen, nicht nur über sich selbst, sondern auch über denjenigen herab, der ihn dahin gebracht hätte, dieß Trauerspiel zu veranlassen. Denn weil er wußte, daß Anselmo verborgen zuhörte, sagte er Sachen, worüber man ihn mehr beklagen mußte, als Camillen selbst, wenn man sie auch wirklich für todt hielt.

Lionella hob sie auf und brachte sie zu Bett, indem sie Lothario bat, einen Wundarzt zu hohlen, der Camillen heimlich verbände. Sie bat ihm zugleich um Rath, was man Anselmo wegen der Wunde seiner Gemahlinn sagen sollte, im Fall er zu Hause käme, ehe sie völlig wieder geheilt wäre. Lothario gab zur Antwort: sie möchten sagen, was sie wollten; er wüßte nichts vernünftiges zu rathen. Jetzt möchte sie nur suchen, Camillen das Blut zu stillen; er selbst ginge dahin, wo ihn kein Mensch sehen sollte. Mit Zeichen des heftigsten Schmerzens verließ er das Haus. So bald er sich aber allein und ohne Zeugen befand, fing er an, sich über Camillens List und über Lionellens künstliche Verstellung zu kreuzen und zu segnen. Er überdachte, wie sehr sich Anselmo nunmehr für überzeugt halten würde, daß er eine zweyte Portia zur Frau hätte, und die Zeit ward ihm lang, ihn zu sehen, um sich mit ihm über das bis zum größesten Schein der Wahrheit getriebene Spiegelgefecht zu freuen.

Lionella stillte ihrer Frau das Blut, welches nicht stärker floß, als gerade nöthig war, um ihrem Betruge den Anstrich der Wahrheit zu geben. Sie wusch ihr die Wunde mit Wein, und verband sie, so gut sie konnte, wobey sie solche Reden führte, daß Anselmo, wenn er auch nicht vorher schon mehr gehört hätte, seine Frau für ein wahres Muster der ehelichen Treue halten mußte. Camilla unterstützte Lionellens Worte mit den ihrigen, und warf sich Feigheit und Muthlosigkeit vor, daß sie den kostbaren Augenblick nicht beherzter genutzt hätte, um sich ein Leben zu nehmen, das ihr verhaßt wäre. Sie bat ihr Mädchen um Rath, ob sie ihrem geliebten Gemahl den ganzen Vorgang entdecken sollte, oder nicht. Lionella widerrieth es ihr, weil sie Anselmo sonst in die Nothwendigkeit versetzen würde, sich an Lothario zu rächen, welches er nicht ohne eigene Gefahr thun könne; ein gutes Weib müßte ihrem Gemahl keinen Anlaß zu Händeln geben, sondern solche so viel, als möglich, zu verhüten suchen. Camilla antwortete: ihr Rath ge-

fiele ihr recht gut, und sie wollte ihn befolgen; inzwischen müßte man einen Vorwand wegen ihrer Wunde ersinnen, die Anselmo gewiß bemerken würde. Lionella versicherte, sie wüßte ihr zu keiner Lüge zu verhelfen, wenn's auch nur zum Scherz wäre.

„Wie soll ich es denn machen, meine Liebe (sprach Camilla), da ich keine Unwahrheit erdenken, oder auch nur vorbringen könnte, wenn ich auch mein Leben damit zu retten wüßte?"

„Gebt Euch zufrieden, gnädige Frau (versetzte Lionella). Vielleicht besinn' ich mich bis morgen auf etwas, das wir ihm sagen können. Vielleicht läßt sich auch die Wunde, da sie an einer solchen Stelle ist, ganz vor ihm verbergen; der Himmel wird unsern wohlgemeynten Absichten gewiß günstig seyn. Haltet euch nur gelassen, gnädige Frau, und beruhiget eure Lebensgeister, damit euer Gemahl Euch in keiner heftigen Gemüthsbewegung antrifft. Im übrigen verlaßt Euch

auf mich, und auf Gott, welcher guten Rathschlägen sein Gedeihen nicht versagt."

Anselmo hatte das Trauerspiel seiner ermordeten Ehre mit der größesten Aufmerksamkeit angesehen, welches die handelnden Personen mit solcher Kunst und Geschicklichkeit aufführten, daß die Täuschung die Wahrheit selbst übertraf. Er konnte kaum den Abend erwarten, um seinen Schlupfwinkel zu verlassen, und seinen geliebten Freund Lothario zu besuchen, um sich mit ihm über die köstliche Perle zu freuen, die er an der geprüften Treue seiner Gemahlinn gefunden hätte. Camilla und Lionella gaben ihm mit Fleiß Gelegenheit, sich zu entfernen; er eilte sie zu benutzen, und flog in die Arme seines Lothario, dem er mit unaussprechlicher Freude sein Glück erzählte, und sich in Lobsprüchen auf Camillen ergoß. Lothario hörte alles an; doch war er nicht im Stande, an seiner Freude Theil zu nehmen, weil ihm sein Gewissen sagte, wie gröblich er seinen Freund hintergangen, und wie unverantwortlich er

ihn beleidigt hatte. Anselmo bemerkte zwar die Unempfindlichkeit seines Freundes; allein er glaubte, es käme alles daher, daß er Camillen verwundet verlassen hätte, und selbst Schuld an diesem Unglück gewesen wäre. Er bat ihn deswegen, sich über Camillens Zufall keinen Kummer zu machen; indem die Wunde ohne Zweifel nur sehr leicht wäre, da sie sich vorgenommen hätte, sie vor ihm zu verbergen. Es wäre folglich nichts zu befürchten, sondern sie wollten sich künftig beyde des Lebens mit einander freuen, weil Lothario durch seine Bemühung sein Glück bis auf die höchste Staffel seiner Wünsche erhoben hätte: Sie wollten sich mit nichts als mit Gedichten zu Camillens Lobe beschäftigen, welche sie auch in spätern Zeiten noch bey der Nachwelt berühmt machen sollten.

Lothario lobte den Entschluß seines Freundes, und versprach an seiner Seite alles beyzutragen, um ein so herrliches Gebäude aufführen zu helfen.

So ward Anselmo auf die vollständigste Weise betrogen, und er selbst brachte

an seiner Hand denjenigen nach seinem Hause zurück, den er für das Werkzeug seiner Glückseligkeit hielt, und der statt dessen seine Ehre zu Grunde richtete. Camilla empfing ihn zum Schein mit Kälte, wiewohl sie sich innerlich freute, ihn wieder zu sehen. Eine Zeitlang blieb der Betrug unentdeckt, bis nach Verlauf einiger Monate das Glück sich wandte, die mit so vieler List verborgenen Verbrechen ans Licht brachte, und dem Anselmo seine unbesonnene Neugier das Leben kostete.

Capitel 35.

Von der schrecklichen und blutigen Schlacht zwischen dem Ritter und den Weinschläuchen. Beschluß der Erzählung vom unbesonnenen Neugierigen.

Wie die Geschichte beynahe zu Ende war, kam Sancho Panza in großer Bewegung aus der Kammer des Ritters gesprungen, und schrie mit lauter Simme: „Helft geschwind, Ihr Herren, und steht meinem Herrn bey, der in dem schrecklichsten Kampf begriffen ist, den ich je mit Augen gesehn habe. Beym Himmel! er hat dem Riesen, der unsrer Prinzessinn Micomicona Feind ist, einen Hieb versetzt, der ihm den Kopf, wie eine Rübe vom Rumpf getrennt hat.“

„Was habt Ihr da, Freund? (sprach der Pfarrer, und hielt ein mit Lesen). Seyd Ihr bey Sinnen, Sancho? Was zum Henker kann das seyn, wovon Ihr schwatzt, da der Riese über zweytausend Meilen von hier ist?“

Indem hörten sie ein schreckliches Gepolter in der Kammer, und daß Don Quixote mit lauter Stimme rief: „Steh Du Spitzbube, Du Straßenräuber, Du Unhold! Jetzt hab' ich Dich, und dein Sarras soll Dir nicht helfen", wobey er aus aller Macht gegen die Wände zu hauen schien.

„Was wollt Ihr hier zaudern und horchen? (rief Sancho.) Geht hinein und bringt sie aus einander, oder steht meinem Herrn bey. Doch vielleicht hat er Euch nicht mehr nöthig, und gewiß ist der Riese schon maustodt, und giebt unserm Herrn Gott Rechenschaft von seinem gottlosen Wandel; denn ich habe das Blut auf dem Boden fließen gesehn, und der Kopf lag abgehauen im Winkel, und ist Euch vollkommen so groß, wie ein tüchtiger Weinschlauch."

„Ich will sterben (rief der Wirth) wenn euer Don Quixote, oder Don Teufel, nicht einen Hieb in meine Schläuche mit rothem Wein gethan hat, die zum Haupt

seines Betts standen, und was dieser Tropf für Blut hält, wird der Wein seyn, den er mir vergossen hat."

Damit lief der Wirth in die Kammer, und die andern ihm nach, wo sie Don Quixote in dem sonderbarsten Aufzug von der Welt fanden. Er stand im Hemde, das ihm von vorn kaum bis auf die Hälfte der Lenden reichte, und hinten wohl noch eine Spanne kürzer hing. Seine langen dürren Beine waren rauh, wie ein Fell, und nicht sonderlich rein. Auf dem Kopf hatt' er eine schmierige bunte Mütze, die dem Wirth gehörte; sein linker Arm war in die Bettdecke gewickelt, welcher Sancho (aus ihm bekannten Ursachen) so gram war, und in der rechten hielt er sein bloßes Schwert, womit er rechts und links um sich hieb, und dabey ein Schlachtgeschrey machte, als wenn er wirklich mit einem Riesen angebunden hätte. Das beste dabey war, daß er das alles mit verschlossenen Augen that, weil er noch im festen Schlaf war, und träumte, daß er mit dem Riesen kämpfte. Denn

so voll war seine Einbildungskraft von dem Abentheuer, das er zu bestehen vorhatte, daß er sich träumend im Reiche Micomicon, und schon mit dem Riesen im Kampfe begriffen dachte. Jeder Hieb, den er seinem Widersacher zu versetzen glaubte, traf die Weinschläuche, so daß die ganze Kammer von Wein floß. Das Ding verdroß den Wirth dermaßen, daß er den Ritter anpackte, und ihm mit geballter Faust so viel Rippenstöße gab, daß er dem Riesengefecht ein Ende würde gemacht haben, wenn Cardenio und der Pfarrer den Ritter nicht erlöst hätten. Bey dem allen ward der arme Don Quixote nicht eher wach, bis der Barbier einen tüchtigen Eimer kaltes Wasser aus dem Brunnen schöpfte, und es ihm mit einem Mahl über den ganzen Leib goß. Darüber ward er nun zwar wach, doch immer noch nicht so munter, daß er bemerkt hätte, in welchem Aufzuge er da stand. Dorothea, welche gewahr ward, wie leicht und knapp er bekleidet war, hatte nicht Lust, herein zu kommen, und die Schlacht zwischen dem Ritter und ihrem Widersacher mit anzusehen.

Sancho suchte allenthalben auf der Erde herum nach dem Kopfe des Riesen. „Weiß ich's doch wohl, (rief er endlich, da er ihn nicht finden konnte), daß alles hier im Hause lauter Zauberey ist. Denn wie ich das vorige Mahl hier an demselben Platze war, wo ich jetzt stehe, gab man mir eine Menge Maulschellen und Faustschläge, ohne daß ich wußte, woher sie kämen, oder Jemand gewahr werden konnte; und jetzt ist wieder der Kopf nirgends zu finden, den ich doch mit meinen leiblichen Augen abhauen sah, daß das Blut floß, wie'n Waldstrom."

„Was für Blut, Du tausend Sackerlot!? (rief der Wirth) Siehst Du Schelm nicht, daß das Blut und der Strom nichts anders sind, als der Wein aus diesen Schläuchen, wovon's in der ganzen Kammer schwimmt? Ich wollt' daß der Teufelskerl im Höllenpech schwämme, der sie mir angebohrt hat!"

„Was weiß ich davon? (sprach Sancho). Aber das weiß ich wohl, daß mir wegen des ver-

verdammten Kopfs, den ich nicht finden kann, meine Grafschaft zu Wasser wird, wie der Schnee im April." So übertraf Sancho wachend die Thorheiten, die sein Herr im Schlaf beging, weil ihm die Versprechungen desselben so fest im Kopfe steckten. Der Wirth wollte rasend werden über das Phlegma des Knappen, und über die Tollheiten seines Herrn; er nahm sich aber wohl vor, daß sie nicht so ohne Bezahlung davon kommen sollten, wie das vorige Mahl, und daß dießmahl ihre Rittergerechtsame sie nicht schützen sollten, das eine mit dem andern zu bezahlen, bis auf das Flicklohn für die zerrissenen Schläuche.

Der Pfarrer hielt den Ritter bey den Händen, der sich einbildete, daß er nun das Abentheuer zur Endschaft gebracht hätte, und sich zu den Füßen der Prinzessinn befände. Er warf sich vor dem Pfarrer auf die Knie, und sagte: „Große und glorreiche Fürstinn! Eure Hoheit kann von nun an sicher seyn, daß Euch dieser Unhold weiter kein Leid zufügen kann, und ich bin gleichfalls von nun an des

Versprechens quitt, das ich Euch gab, weil ich es mit der Hülfe Gottes, und unter dem Beystande derjenigen, für die ich lebe und webe, treulich erfüllt habe."

„Sagt' ich's nicht? (rief Sancho, wie er dieß hörte). Gelt, ich war nicht besoffen! Seht Ihr nun, daß mein Herr den Riesenflegel doch in die Pfanne gehauen hat? Froh will ich seyn; die Grafschaft ist mein!"

Die ganze Gesellschaft konnte sich nicht enthalten, über die Ausschweifungen des Herrn und des Dieners zu lachen, bis auf den Wirth, der vor Aerger bersten wollte. Endlich brachten der Barbier, Cardenio und der Pfarrer es mit vieler Mühe so weit, daß sie Don Quixote wieder zu Bette brachten, wo er vor großer Müdigkeit wieder fest einschlief. Sie ließen ihn schlafen, und gingen hinaus vor die Hausthür, wo sie Sancho über den Verlust des Riesenkopfs trösteten; doch kostete es ihnen noch mehr Mühe, den Wirth über das plötzliche Hinscheiden seiner Weinschläuche zufrieden zu stellen, und die Wirthinn schrie und heulte

dazwischen: „Das Unglück hat mir den verwünschten fahrenden Ritter ins Haus geführt. Ich wollte, ich hätt' ihn in meinem Leben nicht mit Augen gesehen, soviel Unwesen hat er mir schon angerichtet. Wie er das letzte Mahl hier war, bezahlt' er Fersengeld für sein Abendessen, Bett, Hafer, und Streu, für sich und seinen Knappen und Pferd und Esel; weil er'n fahrender Ritter wäre, (möcht' er mein'twegen zum Satan fahren, mit allen fahrenden Rittern in der Welt!) und darum meynt' er, er brauchte für nichts zu bezahlen, weil's so in seinen Rittertariffen geschrieben wäre. Dann kommt mir der Herr dort, und schleppt mir um sein'twillen meinen Schwanz mit sich herum, und bringt 'n mir so kahl und verzottelt wieder, daß ihn mein Mann nicht mehr brauchen kann; und nun, um das Maß recht voll zu machen, treibt ihn gar der Teufel, daß er mir meinen Wein vergießt. Daß er doch lieber alles Blut aus seinen Adern vergießen möchte! Aber wahrhaftig, er soll mir's bis auf den letzten Häller bezahlen, oder ich will nicht heissen wie ich heisse." Diese und noch

mehr solche Reden stieß die Wirthinn in ihrer Wuth und Eifer heraus, und ihre gute Magd Maritornes blieb ihr die Unterstützung nicht schuldig. Die Tochter schwieg, und lächelte nur von Zeit zu Zeit.

Endlich schlichtete der Pfarrer den Handel, indem er versprach, den Schaden nach Möglichkeit zu vergüten, so wohl für die Schläuche, als für den Wein, und besonders für den Verschleiß an dem Schwanz, wovon soviel Aufhebens war. Dorothea tröstete Sancho, und versprach, so bald es erwiesen wäre, daß sein Herr dem Riesen den Kopf herunter gehauen hätte, wollte sie ihm, wenn sie zum ruhigen Besitz ihres Reichs käme, die beste Grafschaft geben, die darin befindlich wäre. Damit ließ sich Sancho beruhigen, und bat die Prinzessinn, versichert zu seyn, daß er den Kopf des Riesen gesehen hätte, mit einem Bart daran, der bis an den Gürtel reichte, und wenn er jetzt nicht zu finden wäre, so läg' es bloß daran, daß alles dort im Hause mit Zauberey zuginge,

wie er's selbst vorher schon einmahl erfahren hätte.

Dorothea versicherte, daß sie ihm glaubte, und sie bat ihn, unbesorgt zu seyn, weil gewiß alles nach seinem Wunsch ablaufen würde.

Wie alles wieder ruhig war, bezeigte der Pfarrer Lust, die Erzählung vollends zu Ende zu lesen. Cardenio, Dorothea, und alle übrigen baten ihn darum, und er las folgendermaßen weiter:

Die Freude, welche Anselmo über Camillens bewährte Tugend hatte, machte, daß er sehr vergnügt mit ihr lebte. Camilla stellte sich mit Fleiß unfreundlich gegen Lothario, damit Anselmo desto weniger merken möchte, wie sehr sie ihm gewogen war. Um dieß noch mehr zu bestätigen, bat Lothario seinen Freund, es nicht übel zu nehmen, wenn er sein Haus nicht mehr besuchte, weil er deutlich sähe, wie sehr seine Gegenwart

Camillen beschwerlich wäre. Der betrogene Anselmo gab ihm aber zur Antwort: er könne durchaus nicht ohne ihn seyn, und so trug er selbst auf alle mögliche Weise mit bey, seine Schande vollkommen zu machen, indem er meynte, sein Glück zu befestigen.

Lionellens Lüsternheit nach der verbotenen Frucht ging inzwischen so weit, daß sie, ohne Rücksicht auf etwas zu nehmen, sich ihr gänzlich überließ; indem sie versichert war, daß ihre Frau alles verschwieg, und ihr noch dazu selbst allen möglichen Vorschub that, um ihren Begierden ohne Scheu den Zügel zu lassen. Endlich traf es sich, daß Anselmo an einem Abend Jemand in Lionellens Kammer gehen hörte, und wie er hineingehen wollte, zu sehen wer es wäre, fühlte er, daß man ihm die Thüre versperrte, wodurch er nur noch neugieriger ward, und mit Gewalt in die Kammer drang. Wie er hinein kam, ward er gewahr, daß eine Mannsperson aus dem Fenster auf die Gasse sprang. Er wollte ihm geschwind nachlaufen, um ihn einzuhohlen,

oder wenigstens zu erkennen. Allein Lionella hielt ihn auf, und bat ihn, kein Aufsehen zu machen, und den Flüchtling nicht zu verfolgen, weil er ihr Liebhaber und verlobter Bräutigam sey. Anselmo wollte es nicht glauben; sondern blind vor Zorn, zog er den Dolch, und drohte Lionellen, sie zu erstechen, wenn sie ihm nicht die reine Wahrheit bekennte. Voll von Schrecken, und ohne zu wissen, was er sagte, gab sie ihm zur Antwort: „Bringt mich nicht um, gnädiger Herr; ich will Euch Dinge von größerer Wichtigkeit entdecken, als Ihr glauben könnt.“

„So rede gleich, (sprach Anselmo) oder Du bist des Todes.“

„Jetzt ist mir's unmöglich; (versetzte Lionella) mein Gemüth ist zu sehr bewegt; aber geduldet Euch bis morgen, so sollt Ihr Sachen von mir erfahren, worüber Ihr Euch wundern werdet. Inzwischen seyd versichert, daß derjenige, der zum Fenster hinaus sprang, ein Jüngling aus dieser Stadt ist, der sich wirklich mit mir verlobt hat.“

Damit gab sich Anselmo zufrieden, und beschloß die Zeit abzuwarten, die sie ihm bestimmt hatte; indem es ihm nicht im geringsten einfiel, etwas Böses von Camillen zu hören, von deren Tugend er versichert und überzeugt zu seyn glaubte. Er ging hinaus, und verschloß Lionellen in ihrem Zimmer, indem er ihr sagte, sie würde nicht wieder heraus kommen, bis sie ihm sagte, was sie ihm zu entdecken hätte. Er begab sich sogleich zu Camillen, und erzählte ihr alles, was ihm mit ihrem Mädchen begegnet war, und daß sie ihm versprochen hätte, ihm große und wichtige Sachen zu entdecken. Man kann sich vorstellen, ob Camilla bestürzt ward. Sie fürchtete (und hatte Ursache zu fürchten), Lionella würde ihrem Gemahl alles entdecken, was sie von ihrer Untreue wüßte, und ihr Schrecken und ihre Furcht waren so groß, daß sie nicht das Herz hatte, zu erwarten, ob ihr Argwohn gegründet wäre, oder nicht, sondern sie packte noch in derselben Nacht, so bald Anselmo schlief, ihre besten Sachen und etwas Geld zusammen, und ging, ohne

von Jemand gesehen zu werden, aus dem Hause, und floh zu Lothario, welchem sie alles erzählte, was vorgefallen war, und ihn bat, sie irgendwo in Sicherheit zu bringen, oder mit ihr vor Anselmo zu fliehen.

Die Verlegenheit, in welche Lothario durch Camillens Erzählung gerieth, war so groß, daß er ihr kein Wort erwiedern, und noch weniger sich entschließen konnte, was er beginnen sollte. Endlich verfiel er darauf, Camillen nach einem Kloster zu bringen, dessen Priorinn seine Schwester war. Camilla war es zufrieden, und er brachte sie so eilig dahin, wie es die dringende Nothwendigkeit erforderte. Hier ließ er sie, und ging selbst sogleich aus der Stadt, ohne Jemand etwas von seiner Abreise zu sagen.

Des Morgens ging Anselmo, (ohne zu bemerken, daß ihm Camilla an seiner Seite fehlte,) voll Neugier, zu wissen, was Lionella ihm zu offenbaren hätte, nach dem Zimmer, wo er sie eingeschlossen hatte. Wie

er die Kammer öffnete, und hinein ging, war keine Lionella zu sehen, sondern es hingen noch einige zusammengeknüpfte Betttücher im Fenster, an denen sie sich hinabgelassen, und die Flucht genommen hatte. Anselmo ging verdrießlich zurück, um dieß Camillen zu sagen; wie er sie aber im Bett und im ganzen Hause nirgends fand, fing er an, Argwohn zu schöpfen. Er erkundigte sich bey den Bedienten; allein Niemand konnte ihm Nachricht von ihr geben. Indem er nach ihr suchte, ward er gewahr, daß ihre Schatulle offen stand, und daß die meisten ihrer Kostbarkeiten daraus fehlten. Dieß öffnete ihm die Augen über sein Unglück, und daß nicht Lionella die Stifterinn desselben wäre. Im Nachtkleide, voll Traurigkeit und Bestürzung, eilte er, seinem Freunde Lothario sein Schicksal zu klagen. Wie er aber auch diesen nicht fand, und wie ihm die Bedienten sagten, daß er in der Nacht sein Haus verlassen hätte, wollte er von Sinnen kommen. Halb betäubt kehrte er nach seinem eigenen Hause zurück, und um sein Unglück vollkommen zu machen, fand er

auch hier von allen seinen männlichen und weiblichen Bedienten keine Seele, und sein Haus leer und öde. Nun wußt' er vollends nicht mehr, was er denken, oder thun sollte, und verlohr allmählich alle Besinnung. In einem Augenblick sah er sich von seiner Gemahlinn, von seinem Freunde, von allen seinen Bedienten verlassen; ja der Himmel selbst schien ihm seine Hülfe zu versagen. Vor allen Dingen quälte ihn die Kränkung seiner Ehre, und Camillens Verlust machte ihn über alle Beschreibung unglücklich. Er entschloß sich endlich, nachdem er eine geraume Zeit hin und her gedacht hatte, zu seinem Freunde auf dem Lande zu gehen, wo er sich aufgehalten hatte, wie er die erste Veranlassung zu diesem Unglück gab. Er verschloß sein Haus, setzte sich zu Pferde, und machte sich mit beklemmtem Herzen auf den Weg. Kaum hatt' er die Hälfte des Weges zurückgelegt, als er, vom Gram gedrückt, gezwungen war, abzusteigen, und sein Pferd an einen Baum zu binden, unter welchem er mit schmerzhaften und zärtlichen Seufzern nie-

dersank, und beynahe bis zum Anbruch der Nacht liegen blieb. Um diese Zeit kam ein Mann zu Pferde aus der Stadt, welchen er grüßte, und fragte, was es Neues in Florenz gäbe?

„Die sonderbarste Geschichte, (gab der Unbekannte zur Antwort), die sich seit langer Zeit zugetragen hat. Man sagt sich öffentlich, Lothario, der vertraute Freund des reichen Anselmo, der bey San Giovanni wohnt, habe ihm diese Nacht seine Gemahlinn Camilla entführt, und Anselmo wird selbst vermißt. Das alles hat ein Kammermädchen Camillens ausgesagt, die man diese Nacht zum Gouverneur gebracht hat, wie sie sich an einem Betttuch aus dem Fenster in Anselmos Hause herunterließ. Man weiß nicht eigentlich, wie die Sache zusammenhängt; aber die ganze Stadt ist voll Verwunderung über diesen Vorfall, weil man sich dergleichen von der großen Freundschaft der beyden nimmermehr versehen hätte, die so weit ging, daß man sie nur die zwey Freunde zu nennen pflegte.“

„Weiß man nicht (fragte Anselmo) welchen Weg Lothario und Camilla genommen haben?“

„Mit nichten (versetzte der Mann), obgleich der Gouverneur sich alle mögliche Mühe giebt, ihnen nachzuspüren.“

Sie schieden hierauf nach gegenseitiger Begrüßung aus einander, und der Unbekannte setzte seinen Weg fort. Die unglückliche Nachricht, die er Anselmo mitgebracht hatte, drohte ihn nicht nur um seinen Verstand, sondern auch ums Leben zu bringen. Er raffte sich auf, so gut er konnte, und kam an in dem Hause seines Freundes, der von seinem Unglück noch nichts wußte. Wie er ihn aber blaß und schwach von Gram erblickte, merkte er wohl, daß ihn ein großer Kummer drücken müßte. Anselmo bat gleich um ein Bett, und um Schreibzeug, welches ihm sein Freund verschaffte, und ihn allein ließ, weil er dieß ausdrücklich verlangte, und daß man auch sein Zimmer verschließen sollte. So bald er allein

war, überwältigte ihn die Empfindung seines Unglücks so sehr, daß er sein Ende nahe fühlte. Er wünschte, die Nachricht von der Ursache seines Todes eigenhändig zu hinterlassen, und fing an zu schreiben; allein ehe er seine Schrift zu Ende bringen konnte, verließen ihn seine Kräfte, und der Schmerz, den ihm seine unbesonnene Neugier zugezogen hatte, raubte ihm das Leben.

Wie es spät ward, und Anselmo nichts von sich hören ließ, ging sein Freund zu ihm ins Zimmer, um zu sehen, ob es etwan schlimmer mit ihm geworden wäre. Er fand ihn im Bett, mit dem Oberleibe heraus auf den Schreibtisch gelehnt, mit dem Gesichte auf einem beschriebenen Papier liegen, und mit der Feder in der Hand. Er rief ihm, und schüttelte ihn beym Arm. Wie er aber fand, daß er nicht antwortete, und ganz kalt war, und daraus abnahm, daß er plötzlich gestorben wäre, ward er äußerst bestürzt und betrübt, und rief seinen Bedienten, um ihnen zu zeigen, welch ein Unglück Anselmo zugestoßen

war. Er las das Papier, worauf Anselmo folgendes geschrieben hatte:

„Ein thörichter und unbesonnener Wunsch „kostet mir das Leben. Wenn Camilla die „Nachricht von meinem Tode erhalten sollte, „so erkläre ich, daß ich ihr verzeihe; denn „sie war nicht verbunden, Wunder zu thun, „und ich hatte nicht nöthig, Wunderwerke „von ihr zu verlangen. Da ich selbst der „Stifter meiner Schmach bin, so wäre es „unrecht, wenn ....“

Bis so weit hatte Anselmo nur geschrieben, woraus man abnehmen konnte, daß ihn der Tod überraschte, ehe er den unvollendeten Gedanken ganz ausgedrückt hatte. Sein Freund kündigte am folgenden Tage sein Absterben seinen Verwandten an, welche schon wußten, was für ein Unglück ihn betroffen hatte, und in welchem Kloster sich Camilla aufhielte. Diese war dem Grabe fast so nahe, wie ihr Gemahl; doch nicht so sehr wegen der Nachricht von dem Tode ihres Mannes,

als wegen der Abwesenheit ihres Geliebten. Man sagt, daß sie sich, obwohl sie nunmehr Witwe war, weigerte, das Kloster zu verlassen, wiewohl sie auch den Schleyer nicht annehmen wollte, bis sie nach einiger Zeit die Nachricht empfing, Lothario sey in einem Treffen geblieben, welches der Marschall von Lautrec dem tapfern Gonzalo Fernandez von Cordova im Neapolitanischen lieferte, unter welchem der reuige Freund seinen Tod fand. Auf diese Nachricht that Camilla ihr Klostergelübde, und in kurzer Zeit endigte sie gleichfalls ihr Leben in Schwermuth und Betrübniß. So brachte ein unvernünftiger Einfall sie alle zu einem unzeitigen Ende.“

„Die Erzählung gefällt mir nicht übel, (sprach der Pfarrer); sie kommt mir aber doch nicht wahrscheinlich vor, und wenn sie erdichtet ist, so hat der Verfasser seinen Plan nicht gut angelegt; weil man sich nicht wohl einbilden kann, daß ein Ehemann so thöricht wäre, einen so gefährlichen Versuch zu wagen,

wie

wie Anselmo. Von einem Liebhaber und seiner Geliebten, möcht' es sich noch eher hören lassen, aber zwischen Mann und Weib scheint dergleichen nicht wohl möglich. Der Vortrag ist übrigens so schlecht eben nicht."

Capitel 36.

Von mancherley andern merkwürdigen Begebenheiten, die in der Schenke vorfielen.

Indem rief der Wirth, der vor der Hausthüre stand: „Seht da, ein schöner Trupp Gäste, die dort kommen. Wenn die hier einkehren, so wird's lustig hergehen."

„Was sind es für Leute?" fragte Cardenio.

„Vier wohlberittene Reiter (sprach der Wirth) mit Lanzen und Schilden und schwarzen Reisemasken, und mit ihnen kommt eine maskirte Dame auf einem Quersattel, und ein Par Leute zu Fuß."

„Sind sie schon nahe?" sprach der Pfarrer.

„So nahe, (antwortete der Wirth) daß sie gleich hier seyn werden."

Wie Dorothea dieß hörte, verschleyerte sie ihr Gesicht, und Cardenio ging in die Kammer des Don Quixote. Dieß war kaum geschehen, als die Gäste, von denen der Wirth gesprochen hatte, auch schon vor der Schenke abtraten. Die Reiter, die sämtlich ein feines Ansehen hatten, stiegen ab, und halfen der Dame gleichfalls vom Pferde. Einer von ihnen nahm sie in seine Arme, und setzte sie auf einen Stuhl, der vor der Kammer stand, wo Cardenio war. Weder die Dame, noch die Reiter, hatten bisher ihre Reisemasken abgenommen, und auch keine Sylbe gesprochen, ausser daß die Dame, wie man sie niedersetzte, mit einem tiefen Seufzer die Hände sinken ließ, wie eine Person, die krank oder ohnmächtig war. Die beyden Fußgänger nahmen die Pferde, und führten sie in den Stall.

Der Pfarrer ward neugierig, was für Leute es wären, die in solchem Aufzuge ankamen, und ein so tiefes Stillschweigen beob-

achteten. Er ging deswegen zu dem Bedienten, und fragte einen von ihnen nach dem, was er zu wissen wünschte.

„Ich kann's Euch wahrlich nicht sagen, mein Herr (sprach der Bursch). Aber vornehme Leute müssen's wohl seyn; besonders einer von ihnen, der die Dame in die Arme nahm, wie Ihr gesehn habt; denn die andern haben alle Respect vor ihm, und thun nichts anders, als was er ihnen befiehlt."

„Wer ist denn die Dame?" fragte der Pfarrer wieder.

„Das weiß ich eben so wenig (versetzte der Jüngling); denn ich habe den ganzen Weg entlang ihr Gesicht nicht gesehen. Geseufzt hat sie genug unterwegs, und manchmahl so heftig, als ob sie den Geist aufgeben wollte. Es ist aber kein Wunder, daß wir Euch nicht mehr zu sagen wissen; denn ich und mein Camerad sind nur erst ein Par Tage bey ihnen

gewesen. Sie trafen uns unterwegs an, und baten uns, wir möchten sie nach Andalucia begleiten, und versprachen uns unsern Weg gut zu bezahlen."

„Habt Ihr Niemand von ihnen beym Nahmen nennen gehört?" fragte der Pfarrer.

„Nein gewiß nicht (sprach der Bediente). Sie sind alle so still, wie Carthäuser, und man hört nichts, als die Seufzer der armen Dame, die uns recht zu Herzen gehen, und wir bilden uns ganz gewiß ein, daß man sie mit Gewalt wegführt. Nach ihrer Kleidung zu urtheilen, ist sie entweder eine Nonne, oder soll eine werden; da mag sie wohl deswegen so traurig seyn, weil sie keine Lust zum Klosterleben hat."

„Das ist möglich" sprach der Pfarrer, und kehrte zurück zu Dorotheen, welche die Seufzer der Dame gehört hatte, und aus Mitleiden zu ihr gekommen war, um sie

zu fragen was ihr fehlte, und ob sie, als ein Frauenzimmer, im Stande wäre, ihr mit Rath und Hülfe zu dienen. Die bekümmerte Dame schwieg zu allen Fragen still, welche Dorothea verschiedentlich an sie that, und ihre Dienste von neuem anbot, bis der vermummte Cavalier kam, von welchem der Knecht gesagt hatte, daß ihm alle die andern gehorchten.

„Gebt Euch keine Mühe, schöne Frau! (sprach dieser), eure Dienste diesem Frauenzimmer anzubieten. Es ist ihre Art, alles zu verschmähen, was man für sie thut. Suchet auch nur nicht, eine Antwort von ihr herauszubringen, wenn Ihr nicht Lust habt, irgend eine Lüge aus ihrem Munde zu hören.

„Die hab' ich nie gesagt (rief die Dame, die bisher geschwiegen hatte). Ich bin vielmehr bloß deswegen so unglücklich, weil ich immer zu aufrichtig und zu frey von aller Verstellung war. Eure eigene Ueberzeugung

muß Euch sagen, daß nur meine Freymüthigkeit Euch zum Falschen und Lügner machte.“

Cardenio, der jedes ihrer Worte hörte, weil nur die Thüre von Don Quixote's Zimmer zwischen ihnen war, rief auf einmahl aus: „Himmel! was hör' ich? Welche Stimme tönt in meinen Ohren!“

Die Dame erschrak über diesem Ausruf. Sie sah sich um, und da sie Niemand gewahr ward, stand sie auf und wollte in das Zimmer treten. Sie ward aber von dem Cavalier verhindert, der sie nicht aus der Stelle gehen ließ. Ueber dem Sträuben fiel ihr die Maske vom Gesicht, und entdeckte eine so unvergleichliche Schönheit, daß selbst die Blässe, welche der Gram auf ihrem Gesichte verbreitet hatte, die Wunderkraft ihrer Reize nicht schwächen konnte. Ihre Blicke irrten allenthalben so wild und ängstlich suchend herum, daß Dorothea und alle, die sie sahen, dadurch zum Mitleiden bewegt wurden. Der

Cavalier hielt sie mit beyden Händen fest bey den Armen, und konnte deswegen seine Maske, die ihm vom Gesicht glitschte, nicht halten, so daß sie ihm ganz herunter fiel. Dorothea, welche die Dame umarmt hatte, erkannte nun in dem Cavalier (der sie gleichfalls in seine Arme schloß) ihren Gemahl, Don Fernando. Kaum hatte sie sein Gesicht erblickt, so fiel sie mit einem heftigen Schrey rücklings in Ohnmacht, und wäre gewiß zu Boden gestürzt, wenn der Barbier, der neben ihr stand, sie nicht glücklicher Weise in seinen Armen aufgefangen hätte. Der Pfarrer eilte, ihr die Maske abzunehmen, um ihr Wasser ins Gesicht zu spritzen, so daß Don Fernando (der Cavalier, der die andere Dame umarmt hielt) sie gleichfalls erkannte. Er ward wie versteinert über ihrem Anblick; doch ließ er Lucinden nicht los — denn sie war es, welche strebte, sich aus seinen Armen loszuwinden, sobald sie Cardenio's Ausruf hörte, welcher sie eben so, wie sie ihn, an der Stimme erkannt hatte. Cardenio hörte

Dorotheens Schrey, und da er ihn für Lucindens hielt, stürzte er erschrocken aus dem Zimmer, und der erste Gegenstand, der ihm ins Auge fiel, war Lucinde in den Armen des Don Fernando. Dieser erkannte den Cardenio gleichfalls. Lucinde, Cardenio, Dorothea, alle standen auf einmahl erstaunt und sprachlos, und wußten nicht wie ihnen geschah.

Lucinde war die erste, die wieder zu Worten kam. „Laßt mich (rief sie) laßt mich, Don Fernando, um eurer eigenen Ehre willen, wenn Ihr sonst keinem andern Bewegungsgrunde Gehör gebt. Umsonst versucht Ihr, den Epheu zu hindern, sich an den Stamm zu schmiegen, an dem er von Jugend an aufsproßte. Umsonst habt Ihr bisher versucht, mich durch Bitten, durch Drohungen, durch List, und durch Zwang von ihm abwendig zu machen. Seht, wie mir der Himmel durch unerforschliche Wege meinen wahren Gemahl zuführt. Ihr wißt aus tau-

send theuererkauften Erfahrungen, daß nur der Tod im Stande ist, ihn aus meinem Herzen zu verbannen. Laßt Euch wenigstens durch so deutliche Beweise witzigen, und verwandelt (da Ihr weiter nichts erreichen könnt) eure Liebe in Haß, und nehmt mir lieber das Leben, das ich willig hingebe, wenn ich es nur in Gegenwart meines geliebten Gemahls verliere. Vielleicht überzeugt ihn mein Tod von der Treue, die ich bis auf den letzten Hauch meines Lebens nicht verletzen werde."

Dorothea hatte sich unterdessen von ihrer Ohnmacht erhohlt, und hatte gehört was Lucinde zu Don Fernando sagte. Sie errieth demnach aus ihren Reden wer sie war, und da sie sahe, daß Don Fernando sie immer noch nicht aus seinen Armen ließ, und ihr auch nicht antwortete, raffte sie alle ihre Kräfte zusammen, und warf sich ihm unter Vergießung vieler zärtlichen Thränen zu Füßen. „Wenn Dir (sprach sie), mein Herr und Gebieter! die Strahlen dieser Sonne, die

Du jetzt verfinstert in deinen Armen hältst, nicht gänzlich die Augen verblendet haben, so erkennst Du vielleicht in derjenigen, die hier zu deinen Füßen kniet, die unglückliche Dorothea, die so lange trostlos bleiben muß, bis es Dir gefällt, sie aufzurichten. Ich bin das schlichte Landmädchen, welches deine Wahl, oder deine Güte, zu der Hoffnung erhob, sich die Deinige nennen zu dürfen; welches ruhig und zufrieden in den Schranken eines stillen ehrbaren Lebens fortwandelte, bis die Stimme deiner dringenden Bitten, und deiner (dem Anschein nach) aufrichtigen und zärtlichen Gefühle, sie bewogen, Dir den Zugang zu ihrer eingezogenen Zelle zu verstatten, und Dir ihre Freyheit aufzuopfern; ein Geschenk, welches Du mit solchem Undank erwiedert hast, daß wir uns beyde jetzt in derjenigen Lage befinden, in welcher wir einander hier antreffen. Glaube jedoch nicht, daß mich entehrende Schritte an diesen Ort geführt haben; nur allein der schmerzhafte Gedanke, von Dir vergessen zu seyn, hat mich hieher gebracht. Du be-

gehrtest, mich zu der Deinigen zu machen, und begehrtest es auf solche Weise, daß Du nie aufhören kannst, der Meinige zu seyn, wenn Du gleich mich jetzt verschmähest. Bedenke, mein Herr, daß meine überschwengliche Liebe Dir Ersatz für die Schönheit und den Adel derjenigen werden kann, um welcher willen Du mich verlassen willst. Du kannst nie der liebenswürdigen Lucinde gehören, weil Du mein bist. Sie kann nie die Deinige werden, weil sie Cardenio gehört. Wieviel leichter muß es Dir nicht werden, (wenn Du es recht überlegst), Dich zu bequemen, diejenige zu lieben, die Dich anbetet, als zu versuchen, diejenige zur Liebe zu bewegen, die Dich flieht? Du wecktest meine schlummernden Gefühle; Du versuchtest meine Tugend; Du kanntest meinen Stand; Du weißt unter welchen Bedingungen ich mich Dir ergab. Du weißt folglich, daß Du Dich mit keinem Irrthum, oder Unwissenheit, entschuldigen kannst. Wenn dieß unleugbar ist, wie Du selbst gestehen mußt, und wenn Du soviel

Gefühl für Religion hast, wie für deinen Adel, wie kannst Du denn Ausflüchte suchen, oder nur Anstand nehmen, mich bis ans Ende so glücklich zu machen, wie im Anfang? Oder wenn es Dir zuviel Ueberwindung kostet, mich für deine rechtmäßige Gemahlinn zu erkennen, so nimm mich wenigstens an, als deine Sclavinn, und ich werde mich glücklich schätzen, Dir auf irgend eine Art anzugehören. Aber verlaß und verstoße mich nicht, damit man nicht mit Fingern auf mich weise; sondern schone der grauen Haare meiner Aeltern, die sich gegen die Deinigen stets als treue Diener und Unterthanen geführt haben, und diese Schmach von Dir nicht verdienen. Wenn Du glaubst, den Adel deines Bluts durch Vermischung mit dem meinigen zu verringern, so bedenke, daß es unter den adeligen Geschlechtern nur wenige, oder keine giebt, bey denen nicht ähnliche Fälle Statt gefunden hätten, und daß die Weiber weniger, als die Männer, bey der Ahnenfolge in Betracht kommen; zumahl, da der wahre Adel in der

Tugend besteht, und wenn Du auf diese Verzicht thust, indem Du mir dasjenige verweigerst, was Du mir von Rechtswegen schuldig bist, so bin ich adeliger, als Du selbst. Mit einem Worte, Don Fernando, es mag Dir lieb seyn, oder nicht, so bin ich einmahl deine Gemahlinn. Deine eigenen Worte zeugen wider Dich, und Du kannst sie nicht zur Lüge machen, wenn Du dasjenige an Dir selbst schätzest, wegen dessen Mangel Du mich herabwürdigest. Deine Versprechungen zeugen für mich, und der Himmel, den Du zum Zeugen deiner Gelübde anriefest. Und wenn das alles nicht wäre, so würde dein eigenes Gewissen Dir heimliche Vorwürfe machen, Dich nie in Ruhe lassen, und auf immer deine Glückseligkeit und Zufriedenheit stören."

Diese und mehr andere Gründe brachte die bekümmerte Dorothea mit so vieler Rührung und Thränen vor, daß Niemand von den Gegenwärtigen sich enthalten konnte,

(selbst Don Fernandos Gefährten nicht), mit ihr Thränen des Mitleids zu vergießen. Don Fernando hörte sie stillschweigend an, bis sie ihre Rede geendigt hatte, und beym Schluß derselben so wehmüthig seufzte, daß nur die Unempfindlichkeit selbst ihrem Schmerz ein herzliches Mitgefühl hätte versagen können. Lucinde betrachtete sie mit eben so inniger Theilnahme an ihrer Bekümmerniß, als Bewunderung ihres Verstandes und ihrer Schönheit. So gern sie ihr in die Arme geflogen wäre, um ihr etwas zum Troste zu sagen, so konnte sie sich doch aus den Armen des Don Fernando nicht loswinden. Lange betrachtete dieser Dorotheen mit eben so vieler Beschämung, als Bewundrung. Endlich aber ließ er Lucinden los, und eilte zu ihr mit offenen Armen. „Du hast gesiegt, liebenswürdige Dorothea! (rief er) Du hast gesiegt, und es ist mir unmöglich, so viele vereinigte Wahrheiten zu leugnen.“

Wie Don Fernando Lucinden losließ, wäre sie fast vor Ohnmacht hingesunken;

doch Cardenio, der sich hinter Don Fernando gestellt hatte, damit er ihn nicht ins Auge faßte, vergaß alle Furcht, und wagte es, sie in seine Arme zu schließen. „Wenn es der gütige Wille des Himmels ist, (sprach er zu ihr) daß er Dir, meine treue, liebenswürdige, standhafte Geliebte, einige Ruhe gönnt, so kannst Du sie (hoffe ich) nirgends gewisser antreffen, als in diesen Armen, die Dich jetzt umfangen, und Dich oft vorher umschlossen, da mir noch das Glück erlaubte, Dich die Meinige zu nennen.“

Indem Cardenio dieses sagte, erhob Lucinde ihre Augen zu ihm, und überzeugte sich nunmehro durch ihre Blicke, so wie vorher durch ihr Gehör, daß er es selbst war. „Ja, Du bist (sprach sie, indem sie wie ausser sich ohne alle Zurückhaltung ihre Arme um seinen Hals schlang, und ihre Wange an sein Gesicht drückte), Du bist der wahre, rechtmäßige Besitzer meines Herzens, was uns auch das Schicksal für Hindernisse in den

Weg

Weg legen mag, und was für Gefahren auch diesem Leben drohen mögen, das nur Dir gewidmet ist."

Don Fernando und alle Anwesenden standen in stillschweigender Verwunderung über diese unerwarteten Begebenheiten. Doch glaubte Dorothea zu bemerken, daß Don Fernando sich entfärbte, und im Begriff war, Gewalt gegen Cardenio zu gebrauchen, weil er eine Bewegung mit der Hand machte, als wenn er zum Degen greifen wollte. Kaum fuhr ihr dieser Gedanke durch den Sinn, so umfaßte sie in der größesten Geschwindigkeit seine Knie, küßte sie, und hielt sie so fest umschlungen, daß er sich nicht rühren konnte. „Was will dieses unerwartete Aufwallen sagen, mein einziger Geliebter?! (rief sie mit Thränen). Sieh hier deine Gemahlinn zu deinen Füßen, und jene, nach welcher Du Dich noch zu sehnen scheinst, ist in den Armen ihres Gemahls. Darfst Du, oder kannst Du dasjenige ändern, was die Fügung

des Himmels beschlossen hat? Oder thust Du nicht besser, wenn Du derjenigen gleich zu werden suchest, die, allen Widerwärtigkeiten zum Trotz, ihre Treue und Beständigkeit bewährte, und die jetzt vor deinen Augen Thränen der Zärtlichkeit auf die Wange und in den Busen ihres rechtmäßigen Gemahls fließen läßt? Ich bitte Dich um Gottes willen, und um deiner eigenen Ehre willen, laß nicht nur diese untrieglichen Kennzeichen ihrer Zärtlichkeit Dich nicht zum Zorn reizen, sondern Dich vielmehr dergestalt besänftigen, daß Du gern und willig zugiebst, daß diese beyden Liebenden, ohne von Dir beunruhigt zu werden, einander besitzen, so lange es ihnen der Himmel verstattet. Dann erst wirst Du den Edelmuth deiner Gesinnungen beweisen, und die Welt wird sehen, daß die Vernunft mehr über Dich vermag, als Deine Leidenschaften."

So lange Dorothea redete, hatte Cardenio zwar Lucinden noch immer in den Armen; doch verwandte er seinen Blick nicht

von Don Fernando, und war entschlossen zur Vertheidigung gegen Jedermann, der ihn angriffe, wenn es ihm auch das Leben kostete. Doch jetzt legten sich die Freunde des Don Fernando, nebst dem Pfarrer und dem Barbier ins Mittel, und selbst der ehrliche Sancho blieb nicht müssig. Alle umgaben Don Fernando, und baten ihn, auf Dorotheens Thränen Rücksicht zu nehmen, und wenn alles wahr wäre, was sie gesagt hätte, (wie sie nicht zweifelten), so möchte er ihre gerechten Erwartungen nicht täuschen, sondern bedenken, daß es allem Anschein nach nicht von ungefähr, sondern durch besondere göttliche Schickung, sich so gefügt hätte, daß sie insgesammt sich an einem Orte antreffen mußten, wo sie es am wenigsten vermutheten. Der Pfarrer bat ihn, zu überlegen, daß nur der Tod Cardenio und Lucinden trennen könnte; daß sie beyde sich sogar dann noch glücklich schätzen würden, wenn eine gewaltsame Hand sie zusammen ins Grab stürzte; daß die Klugheit in einem so dringenden Falle

von ihm fordere, sich selbst zu überwinden, seinen Edelmuth zu zeigen, und von freyen Stücken die Hand zu bieten, die beyden das Glück genießen zu lassen, welches ihnen der Himmel beschieden hätte. Er bat ihn zugleich, auf Dorotheens Schönheit Rücksicht zu nehmen, die wenig oder keine ihres Gleichen hätte, und dabey ihre Demuth und ausserordentliche Liebe in Erwägung zu ziehen; vor allen Dingen aber nicht zu vergessen, daß er selbst sich seines Adels rühme, und Anspruch auf Religion mache, und daß beyde ihm nicht gestatteten, sein Wort zu brechen. Wenn er hingegen sein Versprechen erfüllte, so handelte er nach seiner Pflicht gegen Gott, und verdiente das Lob aller vernünftigen Menschen, welche wohl wissen, daß die Schönheit (selbst in einem niedrigen Stande), begleitet von liebenswürdigen Tugenden, werth sey, zu irgend einer Stufe menschlicher Hoheit erhoben zu werden; daß man demjenigen keinen Vorwurf machen könne, der sie bis zu sich erhebe, und daß man es Niemand verdenken dürfe, wenn er,

ohne ein Verbrechen zu begehen, der allgewaltigen Macht der Liebe Raum gebe. Ein Jeder fügte noch so viele Gründe und Bitten hinzu, daß die Großmuth des Don Fernando (der ohnehin zu edelmüthigen Gesinnungen erzogen war,) erwachte, und daß er den Wahrheiten Gehör gab, die er nicht leugnen konnte. Zum Beweise, daß er sich für überwunden und durch die triftigen Vorstellungen überzeugt erkenute, neigte er sich, Dorotheen zu umarmen. „Steh auf, Geliebte (sprach er). Es ziemt sich nicht, daß diejenige zu meinen Füßen liege, die über mein Herz gebietet. Wenn ich Dir davon bisher schlechte Beweise gegeben habe, so war es vielleicht der Wille des Himmels, daß ich erst von der ganzen Fülle deiner Treue und Liebe überzeugt werden sollte, damit ich Dich künftig so hoch schätzen lernte, wie Du es verdienst. Ich bitte Dich, zürne nicht mehr über mein unbilliges Verfahren, und über meine Vernachlässigung. Die Veranlassung dazu war eben so groß und mächtig, als die

Reitze, die mich zuerst an Dich fesselten. Zweifelst Du an dieser Wahrheit, so betrachte die Augen der jetzt glücklichen und zufriedenen Lucinde, und lies in ihren Blicken die Entschuldigung meiner Verirrung. Da sie jetzt das Ziel ihrer Wünsche erreicht hat, und da ich in Dir alles finde, was mich beglücken kann, so lebe sie von nun an ruhig, in Ansehung meiner, und glücklich mit ihrem Cardenio; so wie ich den Himmel bitte, mich in dem Besitze meiner Dorothea glücklich leben zu lassen."

Nach diesen Worten umarmte er sie von neuem so zärtlich und innig, daß er Mühe hatte, die Thränen zurück zu halten, welche im Begriff waren, als unwidersprechliche Zeugen seiner Liebe und Reue zu fließen. Lucinde und Cardenio konnten sich der ihrigen nicht erwehren, so wenig, als die übrigen Umstehenden. Ein jeder vergoß Thränen der Freude, theils über sein eigenes Glück, theils

über das Glück der andern; kurz überall sah man so nasse Augen, als wäre allen das größeste Herzleid widerfahren. Selbst Sancho heulte wie ein Kind — doch gestand er hernach, es wär' ihm nur leid gewesen zu sehen, daß Dorothea nicht, wie er geglaubt hätte, die Königinn Micomicona wäre, von welcher er sich so große Gnadenbezeugungen versprochen hätte.

Noch lange flossen die Thränen, und lange dauerte noch die Verwunderung bey allen. Cardenio und Lucinde dankten, sobald sie Worte finden konnten, Don Fernando in so verbindlichen Ausdrücken für die Wohlthat, die er ihnen erzeigte, daß er nicht wußte, wie er ihnen antworten sollte, und sie nur aufs freundschaftlichste und liebreichste umarmen konnte. Er bat hierauf Dorotheen, ihm zu sagen, durch welchen Zufall sie an einen Ort gekommen wäre, der so weit von ihrer Vaterstadt entlegen sey. Sie erzählte ihm die Ge-

schichte ihrer unglücklichen Wanderung, die Cardenio bereits gehört hatte, zwar mit wenigen Worten, aber mit so vieler Anmuth, daß nicht nur Don Fernando davon entzückt ward, sondern auch seine Begleiter, so daß sie gewünscht hätten, daß die Erzählung noch länger dauern möchte.

Wie Dorothea aufgehört hatte, erzählte Don Fernando gleichfalls, was in der Stadt vorgefallen war, nachdem er das Papier gelesen hatte, worin Lucinde erklärte, daß sie die Braut des Cardenio wäre, und folglich nicht seine Gemahlinn werden könnte. Er gestand, daß er sie wirklich würde umgebracht haben, wenn nicht ihre Aeltern ihn daran verhindert hätten. Er sey darauf voll Scham und Unmuth aus dem Hause gegangen, in der Absicht, sich bey einer bequemern Gelegenheit zu rächen. Des andern Tages habe er vernommen, daß man Lucinden in dem Hause ihrer Aeltern vermißte, ohne daß

Jemand wüßte, wo sie hingekommen wäre. Kurz, nach Verlauf einiger Monathe hätte man erfahren, daß sie sich in einem Kloster befände, wo sie ihr Leben zuzubringen gedächte, wenn sie nicht die Gemahlinn des Cardenio werden könnte. Er hätte sich darauf sogleich, in Begleitung der drey gegenwärtigen Cavaliere, an den Ort ihrer Zuflucht begeben, hätte aber vermieden, sie zu sehen, damit man nicht, wenn man von seiner Anwesenheit wüßte, im Kloster desto wachsamer gegen seine Anschläge seyn möchte. Er hätte demnach eine Gelegenheit abgewartet, da die Pforte nicht gehörig bewacht gewesen wäre, worauf er zwey von seinen Freunden an der Pforte auf der Hut gelassen, und sich mit dem dritten in das Kloster verfügt hätte. Sie hätten Lucinden aufgesucht, und sie eben im Gespräch mit einer Nonne angetroffen. Ohne ihr einen Augenblick Zeit zur Besinnung zu lassen, hätten sie sich ihrer bemächtigt, und sie an einen Ort gebracht, wo er Mittel gefunden hätte, sie weiter fortzuschaffen. Die Lage des Klosters an

einem abgelegenen Orte (sagte er) habe ihm die Ausführung seines Plans sehr erleichtert. Sobald Lucinde sich in seiner Gewalt gesehen habe, sey sie in eine tiefe Ohnmacht gefallen, aus welcher sie nur wieder erwacht sey, um hernach unter beständigen Seufzern und Thränen den ganzen Weg bis nach dem Wirthshause zurück zu legen, ohne ein einziges Wort zu reden, bis sie an diesen Ort gekommen wären, den er Ursache habe, wie einen Himmel zu betrachten, wo alles irdische Unglück ein Ende nehme.

Druckfehler.

Seite 21 Zeile 6. statt Satyre lies Satyrn.
— 27 — 8. st. Spornel. Spornen.
— 28 — 3. von unten, statt kommest lies kommst.
— 47 — 5. von unten, statt nachzuahmen lies nachzumachen.
— 94 — 2. statt damahs l. damahls.
ibid. — 2. von unten, st. am l. kam.
— 106 — 9. st. verlohren l. verlohrnen.
— 108 — 8. st. chrystallene l. kristallene.
— 109 — 6. st. dir l. die.
— 110 — 5. st. Chrystall l. Krystall.
— 111 — 4. einem l. einen.
— 224 — 5. von unten, st. woauf, l. worauf.
— 264 — 8. st. Zebricht l. Zerbricht.

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Cervantes Saavedra, Miguel <<de>>,

Der sinnreiche Junker Don Quixote von la Mancha

Bd.: 2

(1800)

Coburg, Landesbibliothek -- C III 4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11919897-8